

von Ludwig

Carl Nid-

Defregger.

Hugo Kauff-

420.

Gabl. 477.

Kirchbach.

Kaufbach.

ilde von S.

Thiel. 46.

N. von Ot-

Schuch. 95.

meier. 96.

se. 96.

is Jimenez.

emälde von

190.

Caeverenz.

Hilser. 191.

er. 237.

aud. 238.

on F. Kall-

ard Knad-

J. Brandt.

ügel. 334.

von Alfred

mälde von

ler. 381.

Hofgarten.

ehe Artikel

mälde von

örn. 477.

iger. 479.

Carl Boß.

Schlittgen.

on R. von

zeichnung

ez. 574.

575.



STUDIENKOPF.

von L. Knaus.



## Cécile.

Novelle von Theodor Fontane.

### Erstes Kapitel.

Thale. Zweiter . . . „Letzter Wagen, mein Herr.“ Der ältere Herr, ein starker Fünfiger, an den sich dieser Bescheid gerichtet hatte, reichte seiner Dame den Arm und ging in langsamem Tempo, wie man eine Reconvaléscentin führt, bis an das Ende des Zuges. Richtig „Nach Thale“ stand hier auf einer ausgehängten Tafel.

Es war einer von den neuen Waggonen mit Treppenaufgang und der mit besonderer Adretttheit gekleidete Herr: blauer Ueberrock, helles Beinkleid und Korallentuchnadel, wandte sich, als er das Waggon-Treppchen hinauf war, wieder um, um seiner Dame beim Einsteigen behülflich zu sein. Die Compartiments waren noch leer, und so hatte man denn die Wahl, aber freilich auch die Qual, und mehr als eine Minute verging, ehe die schlanke, schwarzgekleidete Dame sich schlüssig gemacht und einen ihr zusagenden Platz gefunden hatte. Von ähnlicher Unruhe war der sie begleitende Herr, dessen Auf- und Abschreiten jedoch, allem Anscheine nach, mit der Platzfrage nichts zu schaffen hatte, wenigstens sah er, das Fenster mehrfach öffnend und schließend, immer wieder den Perron hinunter, wie wenn er Jemand erwarte. Das war denn auch der Fall, und er beruhigte sich erst, als ein in eine Halb-Livree gekleideter Diener ihm die Fahrbillets sammt Ge-

II. 2.

päckcheim eingehändig und sich bei dem „Herrn Obersten“ (ein Wort, das er beständig wiederholte) wegen seines langen Ausbleibens entschuldigt hatte. „Schon gut“, sagte der so beharrlich als »Herr Oberst« Angeredete. „Schon gut. Unsere Adresse weist Du. Halte mir die Pferde in Stand; jeden Tag eine Stunde, nicht mehr. Aber nimm Dich auf dem Asphalt in Acht.“ Dann kam der Schaffner, um unter respektvoller Verbeugung gegen den Fahrgast, den er sofort als einen alten Militair erkannte, die Billets zu coupiren.

Und nun setzte sich der Zug in Bewegung.

„Gott sei Dank, Cécile“, sagte der Oberst, dessen scharfer und beinahe stehender Blick durch einen kleinen Fehler am linken Auge noch gesteigert wurde. „Gott sei Dank, wir sind allein.“

„Um es hoffentlich zu bleiben.“

Damit brach das Gespräch wieder ab.

\* \* \*

Es hatte die Nacht vorher geregnet, und der am Fluß hin gelegene Stadttheil, den der Zug eben passirte, lag in einem dünnen Morgemebel, gerade dünn genug, um unseren Reisenden einen Einblick in die Rückfronten der Häuser und ihre meist offen stehenden Schlafstubenfenster zu gönnen. Merkwürdige Dinge wurden da sichtbar, am merkwürdigsten aber waren die hier und da zu Füßen der hohen Bahn-

bögen gelegenen Sommergärten und Vergnügungslokale. Zwischen rauchgeschwärzten Seitenflügeln erhoben sich etliche Angel-Akazien, sechs oder acht, um die herum eben so viel grüngestrichene Tische sammt angelehnten Gartenstühlen standen. Ein Handwagen, mit eingeschirrtem Hund, hielt vor einem Kellerhals und man sah deutlich wie Körbe mit Flaschen hinein und mit eben so viel leeren Flaschen wieder hinausgetragen wurden. In einer Ecke stand ein Kellner und gähnte.

Bald aber war man aus dieser Straßen-Enge heraus und statt ihrer erschienen weite Bassins und Plätze, hinter denen die Sieges-Säule halb gespenstisch aufragte. Die Dame wies kopfschüttelnd mit der Schirmspitze darauf hin und ließ dann an dem offenen Fenster, wenn auch freilich nur zur Hälfte, das Gardinchen herunter.

Ihr Begleiter begann inzwischen eine mit dicken Strichen gezeichnete Karte zu studieren, die die Bahnlunien in der unmittelbaren Umgebung Berlin's angab. Er kam aber nicht weit mit seiner Orientierung und erst als man die Visière des Zoologischen Gartens streifte, schien er sich zurecht zu finden und sagte: „Sieh, Cécile, das sind die Elephantenhäuser.“

„Ah“, sagte diese mit einem Versuch Interesse zu zeigen, blieb aber zurückgelehnt in ihrem Sitzplatz und richtete sich erst auf, als der Zug in Potsdam einfuhr. Viele Militairs schritten hier den Perron auf und ab, unter ihnen auch ein alter General, der, als er Céciles ansichtig wurde, mit besondrer Artigkeit in das Coupé hinein grüßte, dann aber sofort vermied abermals in die Nähe desselben zu kommen. Es entging ihr nicht, ebenso wenig dem Obersten.

Und nun wurde das Signal gegeben und die Fahrt ging weiter über die Havelbrücken hin, erst über die Potsdamer, dann über die Werder'sche. Niemand sprach und nur die Gardine mit dem eingemusterten M. H. E. flatterte lustig im Winde. Cécile starrt darauf hin, als ob sie den Tiefssinn dieser Zeichen errathen wolle, gewann aber nichts, als daß sich der Mattigkeitsausdruck ihrer Züge nur noch steigerte.

„Du solltest Dir's bequem machen“, sagte der Oberst, „und Dich ausstrecken, statt aufrecht in der Ecke zu sitzen.“ Und als sie zustimmend nickte, nahm er Plaids und Decken und mühte sich um sie.

„Danke, Pierre. Danke. Nur noch das Kissen.“

Und nun zog sie die Reisendecke höher hinauf und schloß die Augen, während der Oberst in einem Reisehandbuch zu lesen begann und kleine Strichelchen an den Rand machte. Nur von Zeit zu Zeit sah er über das Buch fort und beobachtete die nur scheinbar Schlafende mit einem Ausdruck von Aufmerksamkeit und Theilnahme, der unbedingt für ihn

eingenommen haben würde, wenn sich nicht ein Zug von Herbheit, Troz und Eigenwillen mit eingemischt und die freundliche Wirkung wieder gemindert hätte. Täuschte nicht alles, so lag eine „Geschichte“ zurück und die schöne Frau (worauf auch der Unterschied der Jahre hindeutete) war unter allerlei Kämpfen und Opfern errungen.

Es verging eine Weile, dann öffnete sie die Augen wieder und sah in die Landschaft hinaus, die beständig wechselte: Saaten und Obstgärten, und dann wieder weite Haidestriche. Kein Wort wurde laut und es schien fast, als ob dies apathische Träumen ihr, der eben erst in der Gensung Begriffenen, am meisten zusage.

„Du sprichst nicht, Cécile.“

„Nein.“

„Aber ich darf sprechen?“

„Gewiß. Sprich nur. Ich höre zu.“

„Sahst Du Salbern?“

„Er grüßte mich mit besondrer Artigkeit.“

„Ja, mit besondrer. Und dann vermied er Dich und mich. Wie wenig selbstständig doch diese Herren sind.“

„Ich fürchte, daß Du Recht hast. Aber nichts davon; warum uns quälen und peinigen? Erzähle mir etwas Hübsches, etwas von Glück und Freude. Gibt es nicht eine Geschichte: Die Reise nach dem Glück? Oder ist es bloß ein Märchen?“

„Es wird wohl ein Märchen sein.“

Sie nickte schmerzlich bei diesem Wort, und als er nicht ohne flüchtige Bewegung sah, daß ihr Auge sich trübte, nahm er ihre Hand und sagte: „Laß, Cécile. Vielleicht ist das Glück näher als Du denkst und hängt im Harz an irgend einer Klippe. Da hol' ich es Dir herunter oder wir pflücken es gemeinschaftlich. Denke nur, das Hôtel, in dem wir wohnen werden, heißt Hôtel Zehnpsund. Klingt das nicht wie die gute Zeit? Ich sehe schon die Wage, drauf Du gewogen wirst und Dich mit jedem Tage mehr in die Gesundheit hineinwächst. Denn Zunehmen heißt Gesundwerden. Und dann tuschiren wir umher und zählen die Hirsche, die der Wernigeroder Graf in seinem Parke hat. Er wird doch hoffentlich nichts dagegen haben. Und überall wo ein Echo ist, laß ich einen Völlerschuß Dir zu Ehren abfeuern.“

Es schien, daß ihr die Worte wohlthaten, im Uebrigen aber doch wenig bedeuteten, und so sagte sie: „Ich hoffe, daß wir viel allein sind.“

„Warum immer allein? Und gerade Du. Du brauchst Menjschen.“

„Vielleicht. Nur keine Table d'hôte. Versprich mir's.“

„Gern. Aber ich denke, Du wirst bald andren Sinnes werden.“

Und nun stockte das Gespräch wieder und in

immer rascherem Fluge ging es, erst an Brandenburg und seiner Sanct Godehards-Kirche, dann an Magdeburg und seinem Dome vorüber. In Oschersleben schloß sich der Leipziger Zug an und mit etwas geringerer Geschwindigkeit, weil sich die Steigung fühlbar zu machen begann, fuhr man jetzt auf Quedlinburg zu, hinter dessen Abteikirche der Brocken bereits aufragte. Das Land, das man passirte, wurde mehr und mehr ein Gartenland, und wie sonst Kornstreifen sich über den Ackergrund ziehen, zogen sich hier Blumenbeete durch die weite Gemarlung.

„Sieh' Cécile“, sagte der Oberst. „Ein Teppich legt sich Dir zu Füßen und der Harz empfängt Dich à la Princesse. Was willst Du mehr?“

Und sie richtete sich auf und lächelte.

Wenige Minuten später hielt der Zug in Thale, wo sofort ein Schwarm von Kutschern und Hausdienern aller Art die Coupés umdrängte: „Hubertusbad! Waldkater! Zehnfund!“

„Zehnfund“, wiederholte der Oberst und einem dienstfertig zuspringenden Kommissionär den Gepäckschein einhändigend, bot er Cécile den Arm und schritt auf das unmittelbar am Bahnhof gelegene Hotel zu.

### Zweites Kapitel.

Der große Balkon von Hotel Zehnfund war am andern Morgen kaum zur Hälfte besetzt und nur ein Duzend Personen etwa sah auf das vor ihnen ausgebreitete Landschaftsbild, das durch die Feueresseln und Rauchsäulen einer benachbarten Fabrik nicht allzu viel an seinem Reize verlor. Denn die Brise, die ging, kam von der Ebene her und trieb den dicken Qualm am Gebirge hin. In die Stille, die herrschte, mischte sich, außer dem Rauschen der Bode, nur noch ein fernes Stampfen und Klappern und ganz in der Nähe das Zwitschern einiger Schwalben, die, im Zickzack vorüberschießend, auf eine vor dem Balkon gelegene Parkwiese zuflogen. Diese war das Schönste der Scenerie, schöner fast als die Bergwand sammt ihren phantastischen Zacken, und wenn schon das saftige Grün der Wiese das Auge labte, so mehr noch die Menge der Bäume, die gruppenweis, von ersichtlich geschickter Hand in dies Grün hineingestellt waren. Ahorn und Platanen wechselten ab und dazwischen drängten sich allerlei Ziersträucher zusammen, aus denen hervor es buntfarbig blühte: Tulpenbaum und Goldregen, und Schneeball und Azalee.

Der Anblick mußte Jeden entzücken, und so hing denn auch das Auge der schönen Frau, die wir am Tage vorher auf ihrer Reise begleiteten, an dem ihr zu Füßen liegenden Bilde, freilich im Gegensatz zu dem Obersten, ihrem Gemahl, mit nur getheiltem Interesse.

Der Tisch, an dem Beide das Frühstück nahmen, stand im Schutz einer den Balkon nach dem Gebirge hin abschließenden Glaswand und fiel nicht nur durch ein besonders elegantes Service, sondern mehr noch durch ein großes und prächtiges Fliederbouquet auf, das man, vielleicht in Huldigung gegen die durch Rang und Erscheinung gleich distinguirte Dame, gerad' auf diesen Tisch gestellt hatte. Cécile selbst brach einige von den Blüthenzweigen ab und sah dann abwechselnd auf Berg und Wiese, ganz einer träumerischen Stimmung hingegeben, in der sie sich augenscheinlich ungern gestört fühlte, wenn der Oberst, in wohlmeinendem Erklärungseifer, den Cicerone machte.

„Vieles“, hob er an, „hat sich speciell an dieser Stelle geändert seit ich in meinen Fährnrichstagen hier war. Aber ich finde mich doch noch zurecht. Das Plateau dort oben, mit dem großen würfelförmigem Gasthause, muß der Hexentanzplatz sein. Ich höre, man kann jetzt bequem hinauf fahren.“

„O gewiß kann man“, sagte sie, während sie, sichtlich gleichgiltig gegen diese Mittheilung, mit ihrem Auge den Balkon überflog, auf dem die Jalousie-Ringe klapperten und die roth und weiß gemusterten Tischdecken im Winde wehten. Zugleich zwifte sie an einer ihrer Schleifen und wandte den Kopf so, daß man, von der andern Seite des Balkons her, ihr schönes Profil sehen mußte.

„Hexentanzplatz“, nahm sie nach einer Weile das Gespräch wieder auf. „Wahrscheinlich ein Felsen mit einer Sage, nicht wahr? Wir hatten auch in Schlessien so viele; sie sind alle so kindisch. Immer Prinzessinnen und Riesenpielzeug. Ich dachte, der Felsen, den man hier sähe, hieße die Rosttrappe.“

„Gewiß, Cécile. Das ist der andre; gleich hier der nächste.“

„Müssen wir hinauf?“

„Nein, wir müssen nicht. Aber ich dachte, Du würdest es wünschen. Der Blick ist schön und man sieht meilenweit in die Ferne.“

„Bis Berlin? Aber nein, darin irr' ich, das ist nicht möglich, Berlin muß weiter sein, fünfzehn Meilen oder noch mehr. Ah, hast Du die zwei Schwalben? Es war als haschten sie sich und spielten miteinander. Vielleicht sind es Geschwister, oder vielleicht ein Pärchen.“

„Oder beides. Die Schwalben nehmen es nicht so genau. Sie sind nicht so diffizil in diesen Dingen.“

Es lag etwas Bitteres in dem Ton. Aber diese Bitterkeit schien sich nicht gegen die Dame zu richten, denn ihr Auge blieb ruhig und keine Röthe stieg in ihr auf. Sie zog nur ein Chenille-Tuch, das sie bis zur Hüfte hatte fallen lassen, wieder in die Höhe und sagte: „Mich fröstelt, Pierre.“

„Weil Du nicht Bewegung genug hast.“

„Und weil ich schlecht geschlafen habe. Komm,

ich will mich niederlegen und eine halbe Stunde ruhn.“

Und bei diesen Worten erhob sie sich und ging unter leichtem Gruß, den die Zunächststehenden ebenso leicht erwiderten, auf das Nebenzimmer und den Corridor zu. Der Oberst folgte. Nur einer der Gäste, der, über seine Zeitung fort, von der andern Seite des Balkon's her das distinguirte Paar schon seit lange beobachtet hatte, stand auf, legte die Zeitung aus der Hand und grüßte mit besondrer Devotion, was seines Eindrucks auf die schöne Frau nicht verfehlte. Wie belebt und erheitert nahm diese plötzlich ihres Begleiters Arm und sagte: „Du hast Recht, Pierre. Lust wird mir besser sein, als Ruhe. Mich fröstelt nur, weil ich keine Bewegung habe. Laß uns in den Park gehn. Wir wollen sehn, ob wir die Stelle finden, wo die Schwalben nisten. Ich habe mir den Baum gemerkt.“

\* \* \*

Der junge Mann, der sich von seinem Platz erhoben und mit so besondrer Artigkeit begrüßt hatte, rief jetzt den Kellner heran und sagte: „Kennen Sie die Herrschaften?“

„Ja, Herr von Gordon.“

„Nun?“

„Oberst von St. Arnaud und Frau. Sie kamen gestern mit dem Mittagszug und nahmen ein Diner à part.“ Die Dame scheint krank.“

„Und werden einige Tage bleiben?“

„Ich vermute.“

Der Kellner trat wieder zurück, und der als Herr von Gordon Angeredete, wiederholte jetzt zwei, dreimal den Namen, den er eben gehört hatte. „St. Arnaud . . . St. Arnaud!“

Endlich schien er es gefunden zu haben.

„Ja, jetzt entsinne ich mich. In St. Denis war Anno 70 viel von ihm die Rede. Kugel durch den Hals, zwischen Carotis und Luftröhre. Wahrer Wunderschuß. Und wunderbar auch die Heilung; in sechs Wochen wiederhergestellt. Wigleben hat mir ausführlich davon erzählt. Kein Zweifel, das ist er. Er war damals ältester Hauptmann in einem der Garderegimenter, bei Franz oder den »Mairkäfern«, und wurde noch in Frankreich Major. Ich muß ihn im »Cerc« gesehen haben. Aber warum außer Dienst?“

Der dies Selbstgespräch Führende nahm, als er sich mit Hülfe seines Gedächtnisses, auf diese Weise leidlich orientirt hatte, die Zeitung wieder zur Hand und überflog den Leitartikel, der die letzten Fortschritte der Russen in Turkmenien behandelte, zugleich aber, unter allerhand Namensverwechslungen, auch über Indien und Persien orakelte. „Der Herr Verfasser weiß da so gut Bescheid, wie ich auf dem

Mond.“ Und das Blatt verdrießlich wieder bei Seite schiebend, sah er lieber auf das Gebirge hin, das er, seit länger als einer Woche, an jedem neuen Morgen mit immer neuer Freude betrachtete. Zuletzt ruhte sein Blick auf dem Vordergrund und verfolgte hier die Kieswege, die sich, in abwechselnd breiten und schmalen Schlingelinien, durch die Parkwiese hinzogen. Eins der Bosquets, das dem Sonnenbrand am meisten ausgesetzt war, zeigte viel Gelb und er sah eben scharf hin, um sich zu verwissem, ob es gelbe Blüthen oder nur von der Sonne verbrannte Blätter seien, als er aus eben diesem Bosquet die Gestalten des St. Arnaud'schen Paares hervortreten sah. Sie bogen in den Weg ein, der, jenseits der Parkwiese, parallel mit dem Hôtel lief, so daß man, vom Balkon her, Beide genau beobachten konnte. Die schöne Frau schien sich unter dem Einflusse der Luft rasch gekräftigt zu haben und ging aufrecht und elastisch, trotzdem sich unschwer erkennen ließ, daß ihr das Gehen immer noch Müß' und Anstrengung verursachte.

„Das ist Baden-Baden“, sagte der vom Balkon aus sie Beobachtende. „Baden-Baden oder Brighton oder Biarritz, aber nicht Harz und Hôtel Zehn-pfund.“ Und so vor sich hinsprechend, folgte sein Auge dem sich bald nähernden bald entfernenden Paare mit immer gesteigertem Interesse, während er zugleich in seinen Erinnerungen weiter forschte. „St. Arnaud. Anno 70 war er noch unverheirathet; sie wäre damals auch kaum achtzehn gewesen.“ Und unter solchem Rechnen und Erwägen, erging er sich in immer neuen Muthmaßungen darüber, welche Bewandniß es mit dieser etwas sonderbaren und überraschenden Ehe haben möge. „Dahinter steckt ein Roman. Er ist über 20 Jahre älter als sie. Nun das ginge schließlich, das bedeutet unter Umständen nicht viel. Aber den Abschied genommen, ein so brillanter und bewährter Offizier! Man sieht ihm noch jetzt den Schweiß an; Garde-Oberst comme-il-faut, jeder Zoll. Und doch außer Dienst. Sollte vielleicht . . . Aber nein, sie kokettirt nicht und auch sein Benehmen gegen sie hält das richtige Maas. Er ist artig und verbindlich, aber nicht zu gesucht artig, als ob 'was zu cachiren sei. Nun, ich will es schon erfahren. Uebrigens wirt sie katholisch, und wenn sie nicht aus Brüssel ist, ist sie wenigstens aus Aachen. Nein, auch das nicht. Aber jetzt hab' ich es: Polin oder wenigstens polnisches Halbblut. Und in einem festen Kloster erzogen, Sacré coeur oder Zum guten Hirten.“

### Drittes Kapitel.

Herr von Gordon war auf bestem Wege, seine Muthmaßungen noch weiter auszuspinnen, als er sich durch ein von rückwärts her laut werdendes,

sehr ungenirtes Lachen unterbrochen und zwei neue Besucher auf den Balkon hinaustraten sah, stattliche Herren von etwa dreißig, über deren specielle Heimat, sowohl ihrem Auftreten, wie besonders ihrer Sprechweise nach kein Zweifel sein konnte. Sie trugen graubraune Sommeranzüge, deren Farbe sich nach oben hin bis in die kleinen Filzhüte fortsetzte, dazu Plaids und Reisetaschen. Alles paßte vorzüglich zusammen, mit Ausnahme zweier Ausrüstungsgegenstände, von denen der eine, mit Rücksicht auf eine Harzreise, des Guten zu wenig, der andere aber entschieden zu viel that. Diese zwei nicht passenden Dinge waren: ein eleganter Promenadenstock mit Eisenbeingriff und andererseits ein hypersolides Schuhzeug, das sich mit seinen Schnürösen und dicken Sohlen ausnahm, als ob es sich um eine Besteigung des Matterhorn, nicht aber der Kofstrappe gehandelt hätte.

„Wo campiren wir?“ fragte der Ältere, von der Thürschwelle her Umschau haltend. Im selben Augenblick aber des geschützt stehenden Tisches mit dem großen Fliederstrauß ansichtig werdend, an dem die St. Arnaud's eben noch gefessen hatten, schritt er rasch auf diese bevorzugte, weil windgeschützte, Stelle zu, und sagte: „Wo das blüht, da laß dich ruhig nieder, böse Menschen haben keinen Flieder.“ Und im selben Augenblicke sowohl Reisetasche wie Plaid über die Stuhllehne hängend, rief er mit charakteristischer Betonung der letzten Sylbe: „Kellner!“

„Befehlen?“

„Zuvörderst einen Mokka sammt Zubehör oder sagen wir kurz: ein Schweizer Frühstück. Jedem Mann ein Ei, dem tapfren Schweppermann aber zwei.“

Der Kellner lächelte schalkhaft vor sich hin und suchte, zu sichtlicher Freude der beiden neuen Ankömmlinge, durch eine humoristische Handbewegung auszudrücken, daß er nicht recht wisse, wer der zu Bevorzugende sein werde.

„Berliner?“

„Zu dienen.“

„Nun denn, Freund und Landsmann, Sie werden uns nicht verrathen, wenn Sie hören, daß wir eigentlich Beide Schweppermänner sind. Macht vier Eier. Und nun sink. Aber erst hier das alte Schlachtfeld abräumen. Und wie steht es mit Honig?“

„Sehr gut.“

„Nun denn auch Honig. Aber Wabenhonig. Alles frisch vom Faß. Aecht, ächt!“

Unter diesem Gespräche hatte der Kellner den Tisch klar gemacht und ging nun, um das Frühstück herbei zu schaffen. Es folgte eine Pause, die das Berliner Paar, weil ihm nichts anderes übrig blieb, mit Naturbetrachtungen ausfüllte.

„Das also ist der Harz oder das Harzgebirge“,

nahm der Ältere zum zweiten Male das Wort, derselbe, der das kurze Gespräch mit dem Kellner gehabt hatte. „Merkwürdig ähnlich. Ein bißchen wie Tivoli, wenn die Ruhheim'sche Fabrik in Gang ist. Sieh' nur Hugo, wie das Dzon da drüben am Gebirge hinstreicht. In den Zeitungen heißt es in einer allwöchentlich wiederkehrenden Annonce: „Thale, klimatischer Kurort“. Und nun diese Schornsteine! Na, meinetwegen; Rauch conservirt, und wenn wir hier vierzehn Tage lang im Schmoof hängen, so kommen wir als Dauerschinken wieder heraus. Ach, Berlin! Wenn ich nur wenigstens die Kofstrappe sehen könnte!“

„Du hast sie ja vor Dir,“ sagte der Andre, während eben auf einem großen Tablett das Frühstück gebracht wurde. „Nicht wahr, Kellner, das röthliche Haus da oben, das ist die Kofstrappe?“

„Nicht ganz, mein Herr. Die Kofstrappe liegt etwas weiter zurück. Das Haus, das Sie sehen, ist das Hôtel zur Kofstrappe.“

„Na, das ist die Kofstrappe. Das Hôtel entscheidet. Uebrigens, Pilsener oder Kulmbacher?“

„Beides, meine Herren. Aber wir brauen auch selbst.“

„Wohl am Ende da drüben, wo der Rauch zieht?“

„Nein, hier mehr links. Die Schornsteine nach rechts hin sind die Blechhütte.“

„Was?“

„Die Blechhütte. Blech mit Emaille.“

„Wundervoll! Mit Emaille! Fehlt blos noch das Zifferblatt. Und darf man das alles seh'n?“

„O gewiß, gewiß. Wenn die Herren nur ihre Karten abgeben wollen . . .“

Und damit brach das Gespräch ab und die beiden Touristen par excellence machten sich an ihr Frühstück mit Ei und Wabenhonig.

\* \* \*

Eine halbe Stunde später erhoben sie sich und verließen den Balkon, wobei der Jüngere den Stock mit der Eisenbeintrücke quer vor den Mund nahm, zugleich den Ton einer zum Marsch blasenden Päckelstöße nachahmend. Alles, was noch auf dem Balkon verblieben war, sah ihnen neugierig nach, auch Gordon, der ihren Weitermarsch bis ins Bode-thal hinein verfolgt haben würde, wenn nicht der eben mit neuen Ankömmlingen eingetroffene Frühzug sein Interesse nach der entgegengesetzten Seite hin abgezogen hätte. Sängervereine rückten vom Bahnhof heran und marschirten auf Treseburg zu, wo sie den Tag zu verbringen und ihre Sängerkämpfe zu führen gedachten. Im Vorüberziehen an dem Hôtel schwenkten sie die Hüte, zahllose Hochs ausbringend, von denen Niemand recht wußte, wem sie galten. An ihre letzte Sektion aber schlossen

sich alle diejenigen an, die der Zug außerdem noch gebracht hatte, lauter Durchschnittsfiguren, unter denen nur die direkt Abschließenden einiger Aufmerksamkeit werth waren.

Es waren ihrer Zwei, beide lebhaft plaudernd, aber doch nur wie Personen, die sich eben erst kennen gelernt haben. Der zur Linken Gehende, schwarz gekleidet in Stehtragenrock, dabei von freundlichen Zügen, war ein alter Emeritus, den Gordon schon von verschiedenen Ausflügen und namentlich von der Table d'hôte her kannte, während der Andere durch eine große Häßlichkeit und beinahe mehr noch durch die Sonderbarkeit seiner Kleidung auffiel. Er trug nämlich ziemlich defekte Gamaschen und eine Manchesterverste, deren Schöße länger waren, als seine Zoppe, dazu Strippenhaar, Klapphut und Hornbrille. Worauf deutete das alles hin? Seinem unteren Menschen nach, hätte man ihn ohne Weiteres für einen Trapper, seinem oberen nach ebenso zweifellos für einen Rabulisten und Winkeladvokaten halten müssen, wenn nicht sein letztes und vorzüglichstes Ausrüstungsstück: eine Botanisirtrommel gewesen wäre, ja sogar eine Botanisirtrommel am gestickten Bande. Diese beständig hin- und herschiebend, schritt er an der Seite des geistlichen Herrn, der übrigens bereits Miene zum Abschwanken machte, mit großen Schritten und unter beständigen Festkulationen auf die Parkwiese zu.

„Botaniker,“ sagte Gordon zu dem Wirth von Hôtel Zehnpsund, der sich ihm mittlerweile gefellt hatte. „Sieht er nicht aus wie Knecht Ruprecht, der den Frühling in seinen Sack stecken will?“

Aber der joviale Hôtelier, der, wie die Meisten seines Standes, ein Menschenkenner war, wollte von der Gordon'schen Diagnose nichts wissen und sagte: „Nein, Herr von Gordon, die grüne Trommel, die kenn' ich; in neun Fällen von zehn ist sie Borrathskammer, am gestickten Bande aber ist sie's immer. Nichts von Botanik. Ich halte den Herrn für einen Urnenbuddler.“

„Archäologe?“

„So d'rum herum.“

Und als Beide so sprachen, verschwand der Gegenstand ihrer Unterhaltung jenseits der Parkwiese, nachdem er sich schon vorher von dem im Hôtel wohnenden Emeritus verabschiedet hatte.

#### Viertes Kapitel.

Behn Minuten vor Eins läutete die Tischglocke durch alle Corridore hin und wiewohl die Haute-Saison noch nicht begonnen hatte, versammelte sich doch eine stattliche Zahl von Gästen im großen Speisesaal. Auch die beiden Berliner in Graubraun fehlten nicht und hatten sofort am untern Ende der Tafel eine Corona theils bewundernder,

theils lächelnder Zuhörer um sich her, zu welchen Letzteren auch der alte Herr im geistlichen Rock und der Langhaarige mit der Hornbrille zählte. Das — im Gegensatz zu den unterwegs von Cécile geäußerten Wünschen — heut ebenfalls erschienene St. Arnaud'sche Paar, war vom Oberkellner gebeten worden, die Mittelplätze der Tafel einzunehmen, gegenüber von Herrn von Gordon, der im selben Augenblicke, wo die Herrschaften Platz genommen hatten, auch schon die mit allerhand rothem Blattwerk zwischen ihm und Cécile stehende Vase zu verwünschen begann. Selbstverständlich ließ er sich durch dies Hinderniß nicht abhalten, sich vorzustellen, worauf der Oberst, vielleicht weil er einen adeligen Namen gehört hatte, mit bemerkenswerther Artigkeit erwiderte: „v. St. Arnaud, — meine Frau.“ Es schien aber bei diesem Namensaus-tausch bleiben zu sollen, denn Minuten vergingen, ohne daß ein weiterer Annäherungsversuch von hüben oder drüben gemacht worden wäre. Gordon, trotzdem ihm die Tage preussischer Disciplin um mehrere Jahre zurücklagen, glaubte doch mit Rücksicht auf den Rang des Obersten, diesem das erste Wort überlassen zu müssen. Auch Cécile schwieg und richtete nur dann und wann ein Wort an ihren Gemahl, während sie mechanisch an einem Türkisringe drehte.

Seit dem Ragoût fin en coquille, von dem sie zwei Bröckchen gekostet und zwei andere auf der Gabelspitze gelassen hatte, hatte sie bei jedem neu präsentirten Gange gedankt und lehnte sich jetzt mit verchränkten Armen in den Stuhl zurück, nur dann und wann nach der Saaluhr blickend, auf deren Zifferblatt der Zeiger langsam vorrückte. Gordon, auf bloße Beobachtung angewiesen, begann allmählich die Vase zu segnen, die, so hinderlich sie war, ihm wenigstens gestattete, seine Studien einigermaßen unauffällig, wenn auch freilich nicht unbemerkt, fortsetzen zu können. Er gestand sich, selten eine schönere Frau gesehen zu haben, kaum in England, kaum in den »States«. Ihr Profil war von seltener Reinheit und das Fehlen jeder Spur von Farbe gab ihrem Kopfe, darin Apathie der vorherrschende Zug war, etwas Marmornes. Aber dieser Ausdruck von Apathie war nicht Folge besonderer Niedergeschlagenheit, noch weniger von schlechter Laune, denn ihre Züge, wie Gordon nicht entging, begannen sich sofort zu beleben, als plötzlich von der unteren Tafel her dem Kellner in gutem Berlinisch zugerufen wurde: „Kalt stellen also. Aber nicht zu lange. Denn der Knall bleibt immer die Hauptsache“ — bei welcher These der, der sie aufstellte, mit seinem Zeigefinger so rasch und geschickt unter den Mundwinkel und mit solcher Energie wieder herausfuhr, daß es einen lauten Puff gab.

Alles lachte. Selbst der Oberst schien froh, aus der Tafel-Langweile heraus zu sein und sagte jetzt,

während er sich über den Tisch hin vorbeugte: „Nicht wahr, Herr von Gordon, Sie sind ein Sohn des Generals?“

„Nein, mein Herr Oberst, auch kaum verwandt, denn ich bin eigentlich ein Leslie. Der Name Gordon ist erst durch Adoption in unsere Familie gekommen.“

„Und stehen in welchem Regiment?“

„In keinem, Herr Oberst. Ich habe den Dienst quittirt.“

„Ah,“ sagte der Oberst und eine Pause folgte, die zum zweiten Male verhängnißvoll werden zu wollen schien. Aber die Gefahr ging glücklich vorüber, und St. Arnaud, der sonst wenig sprach, fuhr mit einem für seinen Charakter überraschend artigen Entgegenkommen fort: „Und Sie sind schon längere Zeit hier, Herr von Gordon? Und vielleicht zur Kur?“

„Seit einer Woche, mein Herr Oberst. Aber nicht eigentlich zur Kur. Ich will ausruhen und eine gute Luft athmen und nebenher auch Plätze wiedersehen, die mir aus meiner Kindheit her theuer sind. Ich war, eh' ich in die Armee trat, oft im Harz und darf sagen, daß ich ihn kenne.“

„Da bitt' ich, daß wir uns vorkommenden Falls an Ihren guten Rath und Ihre Hülfe wenden dürfen. Wir gedenken nämlich, sobald es das Befinden meiner Frau zuläßt, immer höher in die Berge hinaufzugehen und etwa mit Andreasberg abzuschließen. Es soll dort die beste Luft für Nervenfranke sein.“

In diesem Augenblicke präsentirte der Kellner ein Panaché, von dessen Vanillenseite Frau von St. Arnaud nahm und kostete. „Lieber Pierre,“ sagte sie, „Du bittest Herrn von Gordon um seinen Beistand und verschonest ihn im selben Augenblick aus unserer Nähe. Denn was ist lästiger, als Rücksichten auf eine kranke Frau zu nehmen? Aber erschrecken Sie nicht, Herr von Gordon, wir werden ihre Güte nicht mißbrauchen, wenigstens ich nicht. Sie sind zweifellos ein Bergsteiger, also entagirt für große Partien, während ich vorhabe, mir, noch auf Wochen hin, an unserem Balkon und der Parkwiese genügen zu lassen.“

Das Gespräch setzte sich fort und ward erst unterbrochen, als der an der unteren Tafel inzwischen erschienene Champagner mit allem Ceremoniell geöffnet wurde. Der Pfropfen flog in die Höhe und während der Jüngere die Gläser füllte, musterte der Aeltere die Marke, selbstverständlich nur um Gelegenheit zum Vortrage einiger Champagner-Anekdoten zu finden, die sämmtlich, um seinen eigenen Ausdruck zu gebrauchen, auf „Wirth- und Hôtel-Entlarvung auf dem Pfropfenwege“ hinausliefen, — alles übrigens in bester Laune, die sich

nicht bloß seiner nächsten Umgebung, sondern so ziemlich der ganzen Tafel mittheilte.

Zehn Minuten darnach erhob man sich und verließ in Gruppen den Eßsaal. Auch die Berliner gingen den Corridor hinunter, machten aber an einem Fenstertischchen Halt, auf dem das Fremdenbuch aufgeschlagen lag, und begannen darin zu blättern.

„Ah, hier. Das is er: Gordon-Leslie, Civil-Ingenieur.“

„Gordon-Leslie!“ wiederholte der Andere. „Das ist ja der reine Wallenstein's Tod!“

„Wahrhaftig, fehlt bloß noch Buttler.“

„Na, höre, der alte Oberst...“

„Meinst Du?“

„Freilich, mein' ich. Sieh Dir'n 'mal an. Wenn der erst anfängt...“

„Höre, das wär' famos; da könnt' man am Ende noch was erleben.“

Und damit gingen sie weiter und auf ihr Zimmer zu, „um sich hier,“ wie sich der Aeltere ausdrückte, „inwendig ein bißchen zu beschn.“

#### Fünftes Kapitel.

Gleich nach Aufhebung der Tafel war zwischen den St. Arnaud's und ihrem neuen Bekannten und Tisch-vis-à-vis ein Nachmittags-Spaziergang auf die Hoftrappe hinauf verabredet worden und um 4 Uhr traf man sich unter der großen Park-Platane, wo Gordon sofort auch, aber doch erst nachdem er seine Dispositionen gehorfsamst unterbreitet hatte, die Führung übernahm. Die gnädige Frau, so waren seine Worte gewesen, möge nicht erschrecken, wenn er, statt des sehr steilen nächsten Weges, einen Umweg vorschlage, der sich nicht bloß durch das was er habe (darunter die schönsten Durchblicke), sondern viel, viel mehr noch durch das was er nicht habe, höchst vortheilhaft auszeichne. Die sonst üblichen Begleitstücke harziger Promenadenwege: Hütten, Kinder und aufgehängte Wäsche kämen nämlich in Wegfall.

Cécile gab in guter Laune die Versicherung, lange genug verheirathet zu sein, um auch in kleinen Dingen Gehorsam und Unterordnung zu kennen; am wenigsten aber werde sie sich gegen Herrn von Gordon auflehnen, der den Eindruck mache, wie zum Führer und Pfadfinder geboren zu sein.

„Bedanken Sie sich“, lachte der Oberst. „Nemiscenz aus Lederstrumpf.“

Gordon war nicht angenehm von einem Scherze berührt, dessen Spott sich ebenso gegen ihn wie gegen Cécile richten konnte, verwand den Eindruck aber schnell und nahm das Schawluch, das die schöne Frau bis dahin über den Arm getragen

hatte. Dann wies er auf einen einigermaßen schattigen, am Parkende gelegenen Seitenweg hin, und führte, diesen einschlagend, das St. Arnaud'sche Paar an Buden und Sommerhäusern vorüber, auf das benachbarte Hubertusbad zu, von dem aus er den Aufstieg auf die Kofstrappe bewerkstelligen wollte. Von beiden Seiten trat das Laubholz dicht heran, aber auch freiere Plätze kamen, auf deren einem eine von einem vergoldeten Drahtgitter eingefasste, mit wildem Wein und Ephen dicht überwachsene Villa lag. Nichts regte sich in dem Hause, nur die Gardinen hauchten überall, wo die Fenster aufstanden, im Zugwind hin und her, und man hätte den Eindruck einer absolut unbewohnten Stätte gehabt, wenn nicht ein prächtiger Pfau gewesen wäre, der, von seiner hohen Stange herab, über den meist mit Rittersporn und brennender Liebe bepflanzten Vorgarten hin, in übermüthigem und herausforderndem Tone gekreisch hätte.

Cécile blieb betroffen stehen und wandte sich dann zu Gordon, der den ganzen Umweg vielleicht nur um dieser Stelle willen gemacht hatte.

„Wie zauberhaft“, sagte sie. „Das ist ja das »verwünschte Schloß« im Märchen. Und so still und lauschig. Wirkt es nicht, als wohne der Friede darin, oder was dasselbe sagt: das Glück.“

„Und doch haben beide keine Stätte hier gefunden, und ich gehe täglich an diesem Hause vorüber und hole mir eine Predigt.“

„Und welche?“

„Die, daß man darauf verzichten soll, ein Idyll oder gar ein Glück von außenher aufbauen zu wollen. Der, der dies schuf, hatte dergleichen im Sinne. Aber er ist über die bloße Coullisse nicht hinausgekommen, und was dahinter für ihn lauerte, war weder Friede noch Glück. Es geht ein finsterner Geist durch dieses Haus, und sein letzter Bewohner erschöpfte sich hier, an dem Fenster da (das vorletzte links) und wenn ich so hinseh', ist mir immer, als säh' er noch heraus und suche nach dem Glücke, das er nicht finden konnte. Plätze, daran Blut klebt, erfüllen mich mit Grauen.“

Es war als ob Gordon auf ein Wort der Zustimmung gewartet hätte. Dies Wort blieb aber aus, und Cécile zählte nur die Maschen des vor ihr ausgespannten Drahtgitters, während der Oberst sein Lorgnon nahm und die Fenster mit einer Art ruhiger Neugier musterte.

Dann, ohne daß weiter ein Wort gesprochen worden wäre, schritt man dem Schlangelwege zu, der auf die Kofstrappe hinaufführte.

#### Sechstes Kapitel.

Die Bahnhofsuhr unten in Thale schlug eben fünf, als das St. Arnaud'sche Paar und Gordon bis

auf wenige Schritt an den Felsenvorsprung mit dem „Hôtel zur Kofstrappe“ heran waren und im selben Augenblicke wahrnahmen, daß viele der Gäste, mit denen sie die Table d'hôte getheilt hatten, ebenfalls hier oben erschienen waren, um an diesem bevorzugten Aussichtspunkte ihren Kaffee zu nehmen. Einige, darunter auch die beiden Herren in Graubraun (und an einem Nachbartische der Emeritus und der Langhaarige) saßen paar- oder gruppenweis, unter einem von Weidenkraut überwachsenen Zeltzschuppen und sahen in die reiche Landschaft hinein, aus der, in nächster Nähe, die pittoresken Gebilde der Teufelsmauer und weiter zurück die Duedlinburger und Halberstädter Thurmspitzen aufragten. Alles was unter dem Zeltzschuppen und zum Theil auch in Front desselben saß, war heiter und guter Dinge, voran die beiden Berliner, deren Dinerstimmung sich, unter dem Einfluß einiger Kaffee-Cognacs, eher gesteigert als gemindert hatte.

„Da sind sie wieder“, jagte der Aeltere, während er auf das St. Arnaud'sche Paar und den unmittelbar folgenden Gordon zeigte: „Sieh nur, schon den Shawl über'm Arm. Der sackelt nicht lange. Was Du thun willst, thue bald. Ich wundre mich nur, daß der Alte . . .“

Seine Neigung in diesem Gesprächstone fortzufahren, war unverkennbar; er brach aber ab, weil die, denen diese Bemerkungen galten, mittlerweile ganz in ihrer Nähe Platz genommen hatten und zwar an einem unmittelbar am Abhange stehenden Tische, neben dem auch ein Teleskop für das schaulustige Publikum aufgestellt war. Eine junge, freilich nicht allzu junge, mit Skizzirung der Landschaft beschäftigte Dame, saß schon vorher an dieser Stelle, was den Obersten, als er seinen Stuhl heran schob, zu den Worten veranlaßte: „Pardon, wenn wir lästig fallen. Aber alle Tische sind besetzt, mein gnädiges Fräulein, und der Ihrige genießt außerdem des Vorzugs, der landschaftlich anziehendste zu sein.“

„Das ist er“, sagte die Dame rasch und mit ungewöhnlicher Unbefangenheit, während sie das Blatt, an dem sie bis dahin gezeichnet, in die Mappe schob. „Ich ziehe diese Stelle jeder andern vor, auch der eigentlichen Kofstrappe. Dort ist alles Kessel, Eingeschlossenheit und Enge, hier ist alles Weitblick. Und Weitblicke machen einem die Seele weit und sind recht eigentlich meine Passion in Natur und Kunst.“

Der Oberst, den das frank und freie Wesen der jungen Dame sichtlich anmuthete, beeilte sich, sich und seine Begleitung vorzustellen und fuhr dann fort: „Ich hoffe, meine Gnädigste, daß wir nicht zu sehr als eine Störung empfunden werden. Sie schoben das Blatt in die Mappe . . .“

„Nur weil es beendet war, nicht um es Ihnen

Augen zu entziehen. Ich mißbillige diese Kunst-Prüderie, die doch meistens nur Hochmuth ist. Die Kunst soll die Menschen erfreuen, immer da sein wo sie gerufen wird, aber sich nicht wie die Schnecke furchtsam oder gar vornehm in ihr Haus zurückziehen. Am schrecklichsten sind die Klaviervirtuosen, die zwölf Stunden lang spielen, wenn man sie nicht hören will, und nie spielen, wenn man sie hören will. Das Verlangen nach einem Walzer ist ihnen die tödtlichste der Beleidigungen und doch ist ein Walzer etwas Hübsches und wohl des Entgegenkommens werth. Denn er macht ein Duzend Menschen auf eine Stunde glücklich.“

Ein herantretender und nach den Befehlen der neuen Gäste fragender Kellner unterbrach hier auf Augenblicke das Gespräch, aber es wurde rasch wieder aufgenommen und führte, nach einer kleinen Weile schon, zur Durchsicht der bereits die verschiedensten Blätter enthaltenden Mappe. Cécile war entzückt, verlagte sich ihrer argen Talentlosigkeit halber, unter der sie zeitlebens gelitten, und that freundliche, wohlgemeinte Fragen, die reizend gewesen wären, wenn sich nicht, bei mancher überraschenden Kenntniß im Einzelnen, im Ganzen genommen eine noch verwunderlichere Summe von Nicht-Wissen darin ausgesprochen hätte. Sie selber schien aber kein Gewicht darauf zu legen, und übersah ein nervöses Zucken, das bei der einen oder anderen dieser Fragen um den Mund ihres Gatten spielte.

Gordon, selber ein guter Zeichner und speziell von einem für landschaftliche Dinge geübten Auge, hatte hier und da Bedenken und gab ihnen, wenn auch unter den artigsten Entschuldigungen, Ausdruck.

„D, nur das nicht“, sagte die junge Dame. „Nur keine Entschuldigungen. Nichts schrecklicher als todes Lob; ein verständiger und liebevoller Tadel ist das Beste, was ein Künstlerohr vernehmen kann. Aber sehen Sie das hier; das ist besser.“ Und sie zog unter den Blättern eines hervor, das eine Wiese mit Brunnentrog und an dem Trog ein paar Kühe zeigte.

„Das ist schön“ sagte Gordon, während die beständig auf Aehnlichkeiten ausgehende Cécile durchaus eine Wiese, die man vorher passirt hatte, darin wieder erkennen wollte.

Die junge Malerin überhörte diese Bemerkungen aber und fuhr, während sie Gordon ein zweites Blatt zuschob, in immer lebhafterem Tone fort: „Und hier sehen Sie, was ich kann und nicht kann. Ich bin nämlich, um es rund heraus zu sagen, eine Thiermalerin.“

„Ah, das ist ja reizend“, sagte Cécile.

„Doch nicht, meine gnädigste Frau, wenigstens nicht so bedingungslos, wie Sie gütigst anzunehmen

scheinen. Eine Dame soll Blumenmalerin sein, aber nicht Thiermalerin. So fordert es die Welt, der Anstand, die Sitte. Thiermalerin ist an der Grenze des Unerlaubten. Es giebt da so viel intrikate Dinge. Glauben Sie mir, Thiere malen aus Beruf oder Neigung ist ein Schicksal. Und wer den Schaden hat, darf für den Spott nicht sorgen. Denn zum Ueberfluß heiße ich auch noch Rosa, was in meinem Falle nicht mehr und nicht weniger als eine Calamität ist.“

„Und warum das?“, fragte Cécile.

„Weil mich, auf diesen Namen hin, die Neidteufelei der Collegen in Gegensatz bringt zu meiner berühmten Namensschwester. Und so nennen sie mich denn Rosa Malheur.“

Cécile verstand nicht. Gordon aber erheiterte sich und sagte: „Das ist allerliebste, und ich mühte mich ganz in Ihnen irren, wenn Sie diese Namensgebung auch nur einen Augenblick verdröffe.“

„Thut es auch nicht“, lachte jetzt das Fräulein, das eigentlich stolz auf den Spitznamen war, den man ihr gegeben hatte. „Man kommt darüber hin. Und Spielverberberei gehört ohnehin nicht zu meinen Tugenden.“

In diesem Augenblick erschien der Kellner mit einem taffenklirrenden Tablett und während er die Serviette zu legen und den Tisch zu arrangiren begann, hörte man, bei der eingetretenen Gesprächspause, beinahe jedes Wort, das unter dem Zelttschuppen und zwar an dem zunächststehenden Tische gesprochen wurde.

„Darin“, sagte der Langhaarige, dessen Botanixtrommel trophäenartig an einem Falkenhaken hing, „darin, mein sehr verehrter Herr Emeritus, muß ich Ihnen durchaus widersprechen. Es ist ein Irrthum, alles in unserer Geschichte von den Hohenzollern herleiten zu wollen. Die Hohenzollern haben das Werk nur weitergeführt, die Begründer aber sind die halbvergessenen und eines dankbaren Gedächtnisses doch so würdigen Askanier. Ein oberflächlicher Geschichtsunterricht, der beiläufig die Hauptschuld an dem pietäts- und vaterlandslosen Nihilismus unserer Tage trägt, begnügt sich, wenn von den Askaniern die Rede ist, in der Regel mit zwei Namen, mit Albrecht dem Bären und Waldemar dem Großen, und wenn der Herr Lehrer ein wenig ästhetisirt (ich hasse das Aesthetisiren in der Wissenschaft), so spricht er auch wohl von Otto mit dem Pfeil und der schönen Heilwig und dem Schatz in Angermünde. Nun ja, das mag gehen; aber das alles sind, wenn nicht Allotria, so doch bloße Kosthappchen. In Wahrheit liegt es so, daß sie, die Askanier, trotz einiger sonderbarer Beinamen und Bezeichnungen, die, wie gern zugestanden werden mag, den Scherz oder einen billigen Wit herausfordern, sammt und sonders bedeutend waren. Ich

sage, gern zugestanden. Aber andererseits muß ich doch sagen dürfen, wohin kommen wir, mein Herr Emeritus, wenn wir die Bedeutung der Menschen nach ihren Namen abschätzen wollen? Ist Klopstock ein Dichtername? Vermuthet man in Griepenstark einen Dramatiker, oder in Bengel einen berühmten Theologen? Oder gar in Ledderhose? Wir müssen uns frei machen von solchen Albernheiten."

An einer lebhaften Bewegung seiner Lippen ließ sich erkennen, daß der Emeritus emsig dabei war, dem Manne des historischen Essays mit gleicher Münze heimzuzahlen, da seine Pensionierung aber, auf Antrag seiner ihn sonst verehrenden Gemeinde, vor zehn Jahren schon und zwar »um Mümmeln's willen« erfolgt war, so war an ein Verstehen dessen was er sagte, gar nicht zu denken, während das, was in eben diesem Augenblick an dem berlinischen Nachbarisch gesprochen wurde, desto deutlicher herüber schallte.

„Sieh nur“, sagte der Aeltere. „Die beiden Thürme da. Der nächste, das muß der Duedlinburger sein, das ist klar; das kann 'ne alte Frau mit 'm Stock fühlen. Aber der dahinter, der sich so retiré hält! Ob es der Halberstädter ist? Es muß der Halberstädter sein. Was meinst Du, wollen wir'n mal ein bißchen 'ran holen?“

„Gewiß. Aber womit?“

„Na, mit's Perspektiv. Sieh doch den Opernfucker da.“

„Wahrhaftig. Und auf 'ner Lafette. Komm.“

Und so weiter sprechend, erhoben sie sich und gingen auf das Teleskop zu.

„Berliner“, flüsterte Rosa leise zu Gordon hinüber, und rückte mehr seitwärts.

Aber sie gewann wenig durch diese Retraite, denn die Stimmen der jetzt abwechselnd in das Glas hineinschauenden beiden Freunde waren von solcher berliner Schärfe, daß kein Wort von ihrer Unterhaltung verloren ging.

„Nu? hast Du'n?“

„Ja. Haben hab' ich' ihn. Und er kommt auch immer näher. Aber er wackelt so.“

„Denkt nicht dran. Weißt Du, wer wackelt? Du.“

„Noch nich.“

„Aber bald.“

Und damit traten sie von dem Teleskop wieder unter die Halle zurück, wo sie sich nunmehr rasch zum Weitermarsch auf die eigentliche Kofstrappe hin fertig machten.

Als sie fort waren, sagte Rosa: „Gott sei Dank. Ich ängstige mich immer so.“

„Warum?“

„Weil meine lieben Landsleute so sonderbar sind.“

„Ja, sonderbar sind sie,“ lachte Gordon. „Aber

nie schlimm. Oder sie müßten sich in den letzten zehn Jahren sehr verändert haben.“

So plaudernd wurde das Durchblättern der Mappe fortgesetzt, freilich unter sehr verschiedener Antheilnahme. Der Oberst, ohne recht hinzublicken, beschränkte sich auf einige wenige bei solcher Gelegenheit immer wiederkehrende Bewunderungslaute, während Cécile zwar hinsah, aber doch vorwiegend mit einem schönen Neufundländer spielte, der, von Hotel Zehnpsund her, der schönen Frau gefolgt war und seinen Kopf in ihren Schooß legend, bittend und mit beinah zärtlichem Vertrauensausdruck auf die Zuckerstücke wartete, die sie ihm zuwarf. Nur Gordon war bei der Sache, machte Bemerkungen, die zwischen Ernst und Scherz die Mitte hielten und sagte, als ein Blatt kam, das ein aus vielen Feldsteinen aufgebautes Grabmal darstellt: „Gordon, ist das Absicht oder Zufall? Einige der Steine haben eine Todtentopf-Physiognomie. Wahrhaftig, man weiß nicht, ist es ein Steinregel oder eine Schädelstätte?“

Rosa lachte. „Sie haben die Bilder von Wereschagin gesehen?“

„Freilich. Aber nur die Skizzen.“

„In Paris?“

„Rein, in Samarkand. Und dann später eine größere Zahl in Plewna.“

„Sie scherzen. Plewna, das möchte gehn, das glaub' ich Ihnen. Aber Samarkand! Ich bitte Sie, Samarkand ist doch eigentlich bloß Märchen.“

„Oder schreckliche Wirklichkeit“, erwiderte Gordon. „Entsinnen Sie sich der Samarkandischen Tempelthüren?“

„O gewiß. Eine Perle.“

„Zugestanden. Aber haben Sie nebenher auch die Tempelwächter mit Pfeil und Bogen in Erinnerung, die, der seltsam kriegerischsten Beschäftigung hingegeben (da wo sich Krieg und Jagd berühren) in Front dieser berühmten Tempelthüren hockten? Ach, meine Gnädigste, glauben Sie mir, die Vorzüge jener Gegenden sind überaus zweifelhafter Natur und ich bin alles in allem entschieden für Berlin mit einer Lohengrin-Aufführung und einem Souper bei Hiller. Lohengrin ist phantastischer und Hiller appetitlicher. Und auch das Letztere bedeutet viel, sehr viel. Namentlich auf die Dauer.“

Der Oberst nickte zustimmend, die Malerin aber wollte sich nicht gleich und jedenfalls nicht in allen Stücken gefangen geben und fuhr deshalb fort: „Es mag sein. Aber Eines bleibt, die großartige Thierwelt: der Steppenwolf, der Steppengeier.“

„Im Ganzen werden Sie die Bekanntschaft dieser lebenswürdigen Geschöpfe Gottes im Berliner Zoologischen sicherer und copirbarer machen, als an Ort und Stelle. Die Wahrheit zu ge-

stehen, ich habe, während meines Trienniums in der Steppe, keinen einzigen Steppengeier gesehen und sicherlich keinen, der sich so gut ausgenommen hätte, wie der da. Freilich kein Geier. Sehen Sie, meine Gnädigste, da zwischen den Klippen."

Und er wies auf einen Habicht, der sich, am Eingange der Schlucht, hoch in Lüften wiegte.

Rosa sah dem Fluge nach und bemerkte dann: „Er fliegt offenbar nach dem Hexentanzplatz hin.“

„Gewiß“, sagte Cécile, froh, daß endlich ein Wort gefallen war, das sie der unheilvollen Mappe sammt daran anknüpfenden kunstästhetischen oder gar erdbeschreiblichen Betrachtungen entzog. „Nach dem Hexentanzplatz! Ich höre das Wort immer wieder und wieder; heute schon zum dritten Male.“

„Was einer Mahnung, ihn zu besuchen, gleich kommt, meine gnädigste Frau. Wirklich, wir werden ihn über kurz oder lang sehen müssen, das schulden wir einem Harz-Aufenthalte. Denn allerorten, wo man sich aufhält, hat man eine Art Pflicht, das Charakteristische der Gegend kennen zu lernen, in Samarkand (und er verbeugte sich gegen Rosa) die Tempelthüren und ihre Wächter, in der Wüste den Wüstenkönig und im Harze die Hexen. Die Hexen sind hier nämlich Landesprodukt und wachsen wie der rothe Fingerhut überall auf den Bergen umher. Auf Schritt und Tritt begegnet man ihnen und wenn man fertig zu sein glaubt, fängt es erst recht eigentlich an. Zulezt kommt nämlich der Brocken, der in seinem Namen zwar alle hexlichen Beziehungen verschweigt, aber doch immer der eigentlichsste Hexentanzplatz bleibt. Da sind sie zu Haus, das ist ihr Ur- und Duellgebiet. Allen Ernstes, die Landschaft ist hier so gesättigt mit dertlei Stoff, daß die Sache schließlich eine reelle Gewalt über uns gewinnt, und was mich persönlich angeht, nun so darf ich nicht verschweigen: als ich neulich, die Mondichel am Himmel, das im Schatten liegende Bodethal passirte, war mir's, als ob hinter jedem Erlensstamm eine Hexe hervorsähe.“

„Hübsch oder häßlich?“ fragte Rosa. „Nehmen Sie sich in Acht, Herr von Gordon. In Ihrem Hexenspuß spukt etwas vor. Das sind die inneren Stimmen.“

„D, Sie wollen mir bange machen. Aber Sie vergessen, meine Gnädigste, wo das Uebel liegt, liegt in der Regel auch die Heilung, und ich kenne Gott sei Dank kein Stück Land, wo, bei drohendsten Gefahren, zugleich so viel Rettungen vorkämen, wie gerade hier. Und immer siegt die Tugend und der Böse hat das Nachsehen. Sie werden vielleicht vom »Mädchensprung« gehört haben? Aber wozu so weit in die Ferne schweifen! Eben hier, in unsrer nächsten Nähe, haben wir ein solches Rettungsterrain, eine solche beglaubigte Zufluchtsstätte. Sehen Sie dort (und er wandte sich nach

rückwärts) den Roßtrapp-Felsen? Die Geschichte seines Namens wird Ihnen kein Geheimniß sein. Eine tugendhafte Prinzessin zu Pferde, von einem dito berittenen untugendhaften Ritter verfolgt, setzte voll Todesangst über das Bodethal fort und siehe da, da wo sie glücklich landete, wo der Pferdehuf aufschlug, haben wir die Roßtrappe. Sie sehen an diesem einem Beispiele, wie Recht ich mit meinem Sage hatte: wo die Gefahr liegt, liegt auch die Rettung.“

„Ich kann Ihr Beispiel nicht gelten lassen“, lachte Rosa. „Zum Mindesten beweist es ein gut Theil weniger, als Sie glauben. Es macht eben einen Unterschied, ob ein gefährlicher Ritter eine schöne Prinzessin oder ob umgekehrt eine gefährlich schöne Prinzessin . . .“

„Was dem Einen recht, ist dem Andern billig.“

„D, nicht doch, Herr von Gordon, nicht doch. Einem armen Mädchen, Prinzessin oder nicht, wird immer geholfen, da thut der Himmel seine Wunder, intervenirt in Gnaden und trägt das Roß, als ob es ein Flügelroß wäre, glücklich über das Bodethal hin. Aber wenn ein Ritter und Cavalier von einer gefährlich-schönen Prinzessin oder auch einer gefährlich-schönen Hexe, was miteinander zusammenfällt, verfolgt wird, da thut der Himmel gar nichts und ruft nur sein aide toi même herunter. Und hat auch Recht. Denn die Cavaliere gehören zum starken Geschlecht und haben die Pflicht, sich selber zu helfen.“

St. Arnaud applaudirte der Malerin und selbst Cécile, die, bei Beginn des Wortgechts, ein leises Unbehagen nicht unterdrücken konnte, hatte sich, als ihr das harmlos Unbeabsichtigte dieser kleinen Pikanterien zur Gewißheit geworden war, einer allerbesten Laune rückhaltlos hingeeben. Selbst der säuerlich schlechte Kaffee, mit der im Harz überall als Sahne geltenden häßlichen Milchhaut, erwies sich außer Stande, diese gute Laune zu verschrecken und bestimmte sie nur, behufs leidlicher Balancirung des Uebels, um Sodawasser zu bitten, was freilich, weil es multrig war, seines Zweckes ebenfalls verfehlte.“

„Die Roßtrappen-Prinzessin“, sagte der Oberst, „wenn sie sich nach dem Sprunge hat restauriren wollen, hat es hoffentlich besser getroffen als wir. Aber (und er verneigte sich bei diesen Worten gegen Rosa) wir haben dafür etwas anderes vor ihr voraus, eine lebenswürdige Bekanntschaft, die wir anknüpfen durften.“

„Und die sich hoffentlich fortsetzt“, fügte Cécile mit großer Freundlichkeit hinzu. „Dürfen wir hoffen, Sie morgen an der Table d'hôte zu treffen?“

„Ich habe vor, meine gnädigste Frau, mich morgen in Quedlinburg umzuthun und möchte mein Reiseprogramm gern innehalten. Aber es würde

mich glücklich machen, mich Ihnen für diesen Nachmittag anschließen zu dürfen und dann später vielleicht auf dem Heimwege."

Dieser wurde denn auch bald danach beschlossen, und zwar über die sogenannte „Schurre“ hin, bei welcher Gelegenheit man den eigentlichen Kofstrappe-Felsen, also die Hauptsehenswürdigkeit der Gegend, mit in Augenschein nehmen wollte.

„Werden auch Deine Nerven ausreichen?“ fragte der Oberst, „oder nehmen wir lieber einen Tragestuhl? Der Weg bis zur Kofstrappe mag gehen. Aber hinterher die Schurre? Der Abstieg ist etwas steil und fährt in Kreuz und Rücken, oder um mich wissenschaftlicher auszudrücken in die Vertebral-Linie.“

Der schönen Frau blaßes Gesicht wurde roth und Gordon sah deutlich, daß es sie peinlich berührte, den Schwächezustand ihres Körpers mit solchem Lokal-Detail behandelt zu sehen. Sie begriff St. Arnaud nicht. Aber sich bezwingend, sagte sie: „Nur nicht getragen werden, Pierre; das ist für Sterbende. Gott sei Dank, ich habe mich erholt, und empfinde, mit jeder Stunde mehr, den wohlthätigen Einfluß dieser Luft. . . Ich glaube, Sie beruhigen zu können“, setzte sie lächelnd und gegen Gordon gewandt hinzu.

So brach man denn auf und erreichte zunächst die Kofstrappe, die berühmte Felsenpartie, wo ganze Gruppen von Personen, aber auch Einzelne, vor einer Erfrischungsbude standen und unter Lachen und Plaudern das Echo weckten, — die Meisten ein Seidel, Andere, die dem Selbstbräu mißtrauten, einen Cognac in der Hand. Unter diesen waren auch unsere Berliner, die sich, als sich ihnen erst St. Arnaud mit der Malerin und dann Gordon mit der gnädigen Frau von der Seite her genähert hatten, anscheinend respectvoll zurückzogen, aber nur um gleich danach ihrem Herzen in desto ungenirterer Weise Lust zu machen.

„Sieh nur, pompöse Figur, die Große“, jagte der Aeltere.

„Ja. Bischen zu sehr Caroline Plättbrett.“

„Thut mir nichts.“

„Aber mir. Uebrigens darum keine Feindschaft nich. Chacun à son goût. Und nun sage, wen lassen wir leben, den Stöpsel oder die Stricknadel?“

„Ich denke, Berlin.“

„Das is recht.“

Und erfreut über das Aufsehen, das sie durch ihre vorgeschrittene Heiterkeit machten, stießen sie mit den Cognacgläschen zusammen.

(Fortsetzung folgt.)

## Vorfrühling.

1886.

Von Julius Sturm.

Es ist mir heut gar wunderbar zu Muth;  
Die Sonne scheint, doch scheint sie ohne Gluth,  
Noch dicht umhüllt der Schnee die starre Flur,  
Von nah'ndem Frühling zeigt sich keine Spur.  
Und doch! und doch ist mir's, als hör' ich schon  
Hoch in der Luft den ersten Lerchenton,  
Als spür' ich schon im Wald, den Schnee umsäumt,  
Den Duff vom Laub, das noch in Knospen träumt.  
Vorahnend freu' ich mich schon jezt der Zeit,  
Wo es um mich, wie in mir, lenzt und maht,  
Und stimmt auch noch kein Vöglein mit mir ein,  
Ich sing' ein Frühlingslied durch Feld und Hain.



## Aus dem Sudan.

Briefe aus der Zeit der Gordon'schen Verwaltung unter Ismail Pascha

mitgetheilt von

A. G. von Suttner.

Als Gordon, auf dessen wunderbaren Erfolg man in England mit solcher Bestimmtheit gerechnet, von aller Hilfe abgeschnitten, in stummer Resignation sein unausbleibliches Geschick erwartete, stand ihm ein Mann zur Seite, der im Laufe der Jahre nicht gerade die besten Erfahrungen am ehemaligen Colonel und ägyptischen Generalgouverneur gemacht hatte. Nichtsdestoweniger hielten diese beiden verlassenen Europäer im kritischen Schlußact des afrikanischen Dramas fest zueinander, bis sie endlich jeder an der Schwelle seiner Behausung unter den Streichen des Verräthers und fanatisirten Wilden zusammenbrachen.

Dieser Kampfgenosse Gordons war der österreichische Consul Hansal. Es dürfte von Interesse sein, einige Briefe dieses Letzteren, über dessen tragisches Ende wir zum Schluß berichten wollen, zu lesen, sie werfen auf die afrikanischen Zustände unter Ismail Paschas Herrschaft gresle Streiflichter, und enthalten auch speciell über Gordon einzelne Details, die zu dessen genaueren Charakteristik einiges beitragen mögen.<sup>\*)</sup>

„11. Mai 1874. Es hat sich nachträglich aufgeklärt, daß Colonel Gordon nicht so rasch und unverhofft von Gondokoro hierher zurückkehrte, um, wie er vorgab, sein Gefolge abzuholen, sondern er wurde durch ganz andere Motive zur unverzüglichen Rückkehr bewogen; er hat nämlich in Faschoda und Gondokoro Erhebungen gemacht, welche den hiesigen Gouverneur arg compromittiren. Ich will nur beispielsweise erwähnen, daß der Pascha von Zeit zu Zeit Schiffsladungen voll Waaren auf den weißen Fluß schickte, welche in Faschoda und Gondokoro an die Beamten und Soldaten um zehnfache und noch

[Alle Rechte vorbehalten.]  
höhere Preise auf Abrechnung der Löhnung verabsolgt wurden, darunter vornehmlich Spirituosen, wodurch die Mannschaften, welche doch Moslims sind, ex officio zum Trunke angeleitet und um das Zehnfache am Solde verkürzt wurden. Es sollen sogar Facten vorliegen, daß die Regierung den Soldaten Sklaven oder vielmehr Sklavinnen, zutheilte und den Preis dafür von der Löhnung in Abzug brachte, und Anderes mehr.

Diese Wirthschaft datirt seit Jahren und es war sehr an der Zeit, daß die alte schmutzige Wäsche gesäubert werde. Gordon versteht dies aus dem Fundament. Die beiden Granden sind deshalb bereits aneinander gerathen, umsomehr als der Pascha durch Lügen, wovon Gordon ihn überwiesen hat, sich herauswinden wollte.

Der Colonel soll sogar telegraphisch die Abberufung des Pascha verlangt haben. Dies wäre die größte Wohlthat, welche er dem Lande erweisen könnte. — Gestern sagte mir Gordon, „er habe den Wagen geschmiert, damit er gut laufe.“

Die Mudirien Faschoda, Schaka und sogar auch Fassaga will Gordon unter seine Leitung nehmen, weil in jenen Districten die weißen Sklaven importirt werden. In fünf bis sechs Tagen geht Gordon wieder nach Gondokoro.

Chartum.

Hansal m. p.

Chartum, 28. November 1874. Am 5. November kehrte der ägyptische Oberflieutenant Long, amerikanischer Nationalität, vom weißen Fluße nach Chartum zurück. Er reiste am 22. März d. J. mit Gordon nach Gondokoro, und während letzterer nach fünftägigem Aufenthalt wieder nach Chartum umkehrte, drang Long in's Innere bis über den Aequator nach Uganda vor. Er wurde am See Victoria-Nyanza vom König Mteshi sehr ehrenvoll und freundschaftlich empfangen. Die größte Ehre aber bestand darin, daß zwölf Männer mit Striden

<sup>\*)</sup> Die nun folgenden Briefe kommen aus dem Nachlasse des Generalintendanten, Baron Hofmann, der zu jener Zeit Sectionschef im Ministerium des Auswärtigen war.

aneinander gebunden vorgeführt und vor den Augen des Gastes enthauptet wurden. Auf Longs Bemerkung, daß er eine so hohe Auszeichnung nicht beanspruche, erwiderte der König, wenn er das nicht thäte, so würde sich sein ganzes Volk gegen ihn revoltiren. Ueberdies erhielt Long ein Geschenk von sechs Jungfrauen, worunter eine Prinzessin, die leibliche Tochter des Königs Mtesfi, selbst, nebst anderen interessanten, wenn auch nicht werthvollen Sachen. Natürlich mußte alles mit Gegengeschenken vergolten werden.

Das Königstochterlein, das sich jetzt in Chartum befindet, hat einen lichten Teint und Typus wie die Galla, — ganz verschieden von der Negerrace.

Mtesfi äußerte wiederholt seine Freude über die Verbindung mit dem ägyptischen Reiche, und erklärte, den Handelsverkehr mit Zanzibar aufzugeben und sein Elfenbein von nun an nur nach Gondoforo zu schicken. Den schönen Worten der afrikanischen Häuptlinge ist allerdings nicht gar zu viel Gewicht beizumessen, denn sie suchen überall zu nehmen wo etwas zu haben ist.

Long hat den Victoria-Nyanza theilweise befahren und glaubt, daß der See nicht über 15 Meilen Breite sich ausdehnt. Auf 1° 3' N. B. hat Long einen kleineren See entdeckt, welcher nach seiner Ansicht mit dem Victoria-Nyanza in Zusammenhang stehen dürfte. Auch den Karuma-Thal am Somerset hat Long mittelst Negerfeluke befahren, welchen Speke als unpassirbar bezeichnete. Der König Kionga, bei dem schon Sir Samuel Baker eine Befahrung stationirte, empfing Herrn Long sehr freundschaftlich. Im Reiche Umoro des Königs Nabrega, des Nachfolgers Namrafis, wo auch Baker einen heftigen Kampf zu bestehen hatte, wurde Long von circa 400 Wilden attakirt. Er hatte von seiner ursprünglichen kleinen Compagnie nur noch zwei Mann zu seiner Bedeckung. Er sicherte sich, mit Remingtons wohl bewaffnet, mit seinen Getreuen in einem Verhau, und schoß 82 Neger von feindlicher Seite todt, darunter den Anführer, Nabregas Sohn, worauf der Feind entfloh.

Da seit der Abreise von Gondoforo bereits sechs Monate vorüber waren und Long nur noch von Bananen und wilden Früchten lebte, so war er zur Umkehr nach Gondoforo gezwungen, wo er nur zwei Tage blieb und auf Befehl Gordons zu seiner Erholung nach Chartum abreiste, um von da seine Reiseergebnisse zu berichten. Kaum gelangte die Nachricht nach Aegypten, so wurde Long zum Obristen befördert und mit dem Medschidib-Orden 3. Klasse decorirt. Auch um seine beiden tapferen Begleiter wurde allerhöchst Erkundigung eingeholt, denen vermuthlich auch eine Auszeichnung bevorsteht. Colonel Long geht nach 14 Tagen mit vier Compagnien Soldaten wieder nach Gondoforo ab.

Wie ich schon unterm 26. October anzudeuten die Ehre hatte, hat sich das Ableben des Linant-Bey in Gondoforo bestätigt. Der aus der Affaire mit Baker-Pascha bekannte Abu-Saut, dem Gordon in Cairo das Leben rettete, um ihn zu seinem obersten Mudir mit einer Gage von 60 Pfund Sterling per Monat zu ernennen, ist bereits in Ungnade gefallen. Bei seiner Ankunft in Gondoforo erfuhr der Colonel von den Unterbeamten und Unteroffizieren verschiedene Intriguen, welche der Garnisonscommandant Kauf-Bey, Linant-Bey und Abu-Saut im Einverständniß mit dem Landes-scheikh planten. Gordon wußte das Complot, ehe als man sich versah, unschädlich zu machen. Kauf wurde mit unbestimmtem Urlaub nach Aegypten geschickt, Linant erhielt noch vor seinem Tode den Abschied und Abu-Saut wurde stande pede nach Chartum beordert, wo er bereits angekommen ist.

Hansal m. p.

Chartum, 8. Februar 1875. Wie telegraphisch gemeldet, bin ich am 1. Februar vom weißen Flusse zurückgekehrt, nicht ohne die Beschwerden der Sumpfreigion: Fieber und Dysenterie, weshalb ich noch jetzt vorsichtiger Schonung und Zurückhaltung bedarf. Die Bergfahrt dauerte 33, die Rückfahrt 17 Tage. Die Station Gondoforo wurde aufgegeben und drei Stunden, flußabwärts nach Lado verlegt. Marno\*) fand einen guten Empfang und wurde anfänglich mit Liebenswürdigkeiten sozusagen überschüttet. Gordon öffnete ihm alle Vorräthe und ließ sogar in London die Uebersetzung des Marno'schen Reiseberichtes in's Englische besorgen. Gordon selbst machte den Reiseplan für Marno, wonach dieser zunächst nach Makraka, Monbuttu, Akka und Malegga gehen und dort am Westufer des Albert-Nyanza sich mit Watson und Chippendal, welche mit Segelschiffen vom weißen Nil in den See einfahren werden, zu vereinigen und mit diesen Herren gemeinschaftlich die Explorationsreise auf dem See zu machen. Dieser Plan wurde in meiner Gegenwart vielfach erörtert und besprochen.

Marno war damit sehr zufrieden, weil sich ihm auf dieser Route ein neues Feld für die Wissenschaft eröffnete. So stand Marnos Angelegenheit bis zum 15. Januar, dem Tage meiner Abreise von Lado. Noch bevor ich mich einschiffte, sagte Gordon zu Marno in meinem Beisein: „In vier Tagen werde ich Ihnen bestimmte Ordre geben können, und in zehn Tagen hoffe ich, werden Sie abreisen.“ —

Von da an scheint sich das Blatt gewendet zu haben. Ich erhalte hintereinander drei Briefe von Marno, denen ich folgende Citate entnehme:

\*) Afrikareisender.

„Lado, 18. Januar 1875. Trotz der kurzen Zeit unserer Trennung hätte ich Ihnen Vieles, Vieles mitzutheilen. Zahlreiche Projecte wegen meiner Reise wurden gemacht und, eben so schnell dieselben entstanden, wieder verworfen. Träger an Atrusch (Makraka) zu erhalten, stellte sich als Unmöglichkeit heraus, so daß ich schon beschlossen hatte, hier zu warten, bis Atrusch (Gordons Bakil in Moru) käme. Heute früh erhielt ich ein Schreiben von Colonel Gordon des Inhalts, daß er mir vor der Hand abrathe, zu Atrusch zu gehen, und mir dafür Mtefi vorschlage. Zu diesem geht, wie Sie wissen, Linant; — Speke und Grant waren dort und ebenso Colonel Long, es würde also kaum beträchtlich Neues ergeben, so daß ich vorläufig äußerte, nur nach einer der letzten Stationen am Flusse kommen zu können, und von dort aus dann sehen würde, was sich weiter thun läßt. — Ich gehe daher mit den Leuten Woad el Mek, mit Herrn Chippendal und Watson vorläufig nach Dufile (Dufle), und zwar weil mir keine andere Wahl bleibt, und ich diese Gelegenheit, wenigstens von hier fortzukommen, nicht unbenützt vorüber gehen lassen will.

Ich sehe daraus nur wieder, was ich immer behauptete, daß man durch Verhältnisse und Umstände zu Dingen bewogen werden kann, welche man aus freiem Willen nicht vollführen würde. Das Verbum „reisen“ ist hier zu Lande passiv, — man wird gereist, — das unabwendbare Factum ist wieder einmal so recht sichtbar zu Tage getreten.

Ich soll übermorgen abgehen, und die Kisten\*), welche sich für mich auf dem Mansura (Dampfer) befinden, werden mich kaum mehr hier erreichen, vielleicht in Nedjaf, wo wir einige Tage bleiben werden. So viel ich bisher gehört, wird es vor einem Jahre kaum möglich sein, zurückzukommen oder etwas hören zu lassen; wollen Sie daher so gütig sein, Sr. Excellenz Herrn von Hofmann und Ritter von Becker dieses mitzutheilen; an Ersteren hat Colonel Gordon einen großen Brief geschrieben. Inhalt? — — —

P. S. 19. Januar. Abermals ist meine Abreise verschoben worden und zwar auf übermorgen, oder einen der nächsten Tage. Nachdem Woad el Mek (Bakil in Fatifa) von oben abgegangen war, machte Kabrega, verstärkt durch die in seinem Gebiet noch weilenden Danagla (Dugolani), einen Angriff auf Fauera, wurde aber zurückgeschlagen. Gordon will nun alle Danagla nach Chartum senden.

Marno.“

„Lado, 28. Januar 1875. Ich ging am

\*) Ein Kistchen Wein, ein Kistchen Cigarren und ein Kistchen Wollhemden, welche Herrn Marno nach seiner Abreise von Chartum nachgeschickt wurden.

22. Januar von Lado zu Fuß nach Nedjaf mit Herrn Chippendal und Watson und kam am 23. Mittags dort an. Schon den nächsten Tag bekam Herr Chippendal einen Brief von Colonel Gordon, worin eine Stelle vorkommt, welche folgendermaßen lautet: „Sage Marno, daß ich erfahren habe, daß er Woad el Mek Batschisch gegeben, damit dieser ihm drei Kisten (die mit dem Dampfer Mansura gesandten) hinausbringe und daß ich mit seinem Betragen sehr unzufrieden bin. Ich hoffe, daß sein Aufenthalt in meiner Provinz von Kürze sein werde.“ — (Zu einem Briefe an den „Telegraphen-Ingenieur“ sagt Gordon, daß Marno ein sehr bescheidener Mensch sei und keinerlei Ansprüche mache.) —

Ich konnte auf eine solche Äußerung gewiß nichts Besseres thun, als wieder nach Lado zurückzukehren, um von hier nach Chartum zu gehen. Leider ist auf dem Dampfer, mit welchem Herr Watson und wahrscheinlich auch Herr Chippendal abfährt, kein Platz; ich muß also auf die Safia warten, die demnächst antommen soll. Colonel Long meint auch, daß, da Colonel Gordon nach dem Sobat gegangen ist, es besser sei, ihn früher von diesem meinem Entschluß zu benachrichtigen, was ich gethan. Ich warte nun hier auf die nächste Gelegenheit, um abzufahren. — Bitte, Herrn Hofrath von Becker hiervon zu benachrichtigen.

Marno.“

„Lado, 29. Januar 1875. Eben gestern erhielt ich wieder einen Brief von Colonel Gordon wegen der leidigen Geldangelegenheit.\*) Ich bedauere sehr, die 500 Thaler behoben zu haben, da die Sache solches ganz überflüssiges Gerede macht. Entweder hatte ich hierzu das Recht und zwar auf Anweisung des Khedive — oder nicht. Ist Erstes der Fall, so geht es Colonel Gordon gar nichts an, — ist dies nicht der Fall, so nehme ich es auch vom Colonel nicht mehr an. Mir ist die Sache sehr unlieb, und um so mehr, nachdem ich nach dem Inhalt des Briefes, welchen Herr Watson Ihnen übergeben wird (der vorige Brief), unmöglich länger bei Colonel Gordon verweilen kann. Ich bitte Sie recht sehr, schlichten Sie die Angelegenheit; im äußersten Falle bitte ich, die 500 Thaler an Ali-Effendi zurückzustellen; vielleicht reicht die Summe, welche ich in Napoleon d'or in Chartum ließ, aus; da ich sie jedoch nicht gezählt, weiß ich es nicht.\*\*) Ich habe gehört, daß Colonel Gordon nach Chartum kommt. Bitte ferner, die ganze Angelegenheit Herrn Hofrath von Becker und Herrn von Hofmann zu schreiben, damit wir diesen

\*) Siehe Aufklärung weiter unten.

\*\*\*) Marno hat in Chartum 78 Napoleon d'or deponirt.

Herrn unsere Lage klar machen. Colonel Gordon sagte nämlich, er wisse nichts, daß er einem Reisenden freie Verpflegung und Dampfer von Berber ab zur Verfügung gestellt habe. Als ich nach Medjaf ging, sagte er mir, er stelle mich so wie die anderen Herren, und zwei Tage daran erhalte ich den erwähnten Brief. — Alle Stunden andere Gesinnung, andere Befehle, sowohl mit uns speciell als wie im Allgemeinen. Dies kann zu nichts Gutem führen, und ich habe das ewige Hin- und Herschwanken satt, da ich auf diese Art zu gar nichts komme, — weder reisen, noch auf einem Platz bleiben kann, um zu sammeln.\*)

Warno.“

Zur oben angedeuteten Aufklärung füge ich bei, daß Gordon schon bei der ersten Begegnung mit Warno über zwei Punkte Anlaß zu Bemerkungen nahm: 1. in Betreff des Dampfers, welcher Warno von Berber nach Chartum brachte; 2. in Betreff des Geldes, welches Warno zum Ankauf von Provisionen hier behoben. Bei der Ankunft Warnos in Chartum sagte der Stellvertreter Gordons, Ali Effendi, daß er sowohl als der Mudir von Berber und Suakim telegraphisch allerhöchsten Befehl erhalten, Herrn Warno alles vorzuschließen, was er zur Reise bis Gondoforo benötige, und zwar auf Rechnung des Rhedive. Deshalb hat Warno die Kameele in Suakim und manches andere in Berber gratis erhalten. — Im guten Glauben auf die allerhöchste Gnade ersuchte Warno hier um einige Provisionen, worauf Ali Effendi ihm sagte, er möge Geld nehmen und sich das Gewünschte selbst kaufen.

Warno nahm daraufhin 200 Thaler; weil er aber nur drei Tage in Chartum verweilte und folglich nicht Zeit hatte, die Einkäufe selbst zu besorgen, so übergab er die Kommission dem Kaufmann Carmeno Musu. Als dieser die Rechnung präsentierte, reichte die obige Summe nicht aus, und Warno ersuchte um weitere 300 Thaler, welche auch sogleich ausgefolgt wurden, — im Ganzen also 500 Thaler.

Hierüber hat nun Gordon Anstoß genommen; als ich ihm aber seine eigenen Worte vorhielt und auf die allerhöchste Gnade hinwies, fand er sich beruhigt und zeigte sich in der Eingang erwähnten Liebenswürdigkeit. — Nichtsdestoweniger hat Gordon nachträglich die beiden berührten Punkte wiederholt mündlich und schriftlich Herrn Warno gegenüber aufgeführt. — Es hat den Anschein, als ob Gordon mit Absicht Ursache gesucht hätte, die Mission Warnos unmöglich zu machen. — Gordon hat

\*) Dem österreichischen General-Consulate gegenüber entschuldigte Gordon später sein Verfahren gegen Warno damit, daß er übellaunig gewesen.

diesen Plan selbst und freiwillig angeregt, — Niemand hat ihm dazu Anlaß gegeben; ebenso freiwillig und ohne Ursache hat er nunmehr seinen eigenen Plan vereitelt, ohne zu berücksichtigen, daß er dadurch mich zunächst, Herrn Warno in seinen wissenschaftlichen Bestrebungen, und Alle, welche die Unternehmung unterstützten: die kaiserliche Regierung, die geographische Gesellschaft, — ja selbst das allerhöchste Kaiserhaus betrogen hat. Da Gordon nunmehr, wie aus Warnos Briefen hervorgeht, seine eigenen Worte verleugnet hat, werde ich zu einer öffentlichen Erklärung gedrängt, mit welcher ich jedoch bis zur Rückkehr Warnos warten will. —

So steht heute die Angelegenheit Warnos. Was ich in dem Schreiben vom 27. October 1874 andeutete, daß die Ehre des Colonel Gordon bloßgestellt sein würde, wenn die Reise Warnos nicht nach den gehegten Erwartungen ausfallen sollte, scheint sich nunmehr insoweit zu bestätigen, als die Öffentlichkeit nöthigenfalls zu Gerichte sitzen wird.

Da ich diese Zeilen im Bette schreibe, so ersuche ich Ev. Hochwohlgeborenen, die Mittheilung des Vorstehenden an die betreffenden Stellen in Wien gelangen zu lassen. —

Auf den freundlichen Rath in Bezug auf das Verhältniß mit unserm Gouverneur kann ich versichern, daß wir mit Ismail Pascha im persönlichen Umgange seit vielen Jahren ungestörte Freunde sind, und daß wir uns, da ich unmittelbar neben dem Divan logire, gegenseitig sehr häufig besuchen. Im amtlichen Verkehr freilich erging es wie mir auch dem Provicar, der Oberin und dem Colonel Gordon. Wir sehen recht gut ein, daß das Nachgeben auf unserer Seite sein soll. Da ich Ihren Brief in Gondoforo erhielt, so konnte ich auch dem Colonel Gordon einen diesbezüglichen Wink geben, welcher jedoch versicherte, er habe dem Pascha in Chartum geschrieben, daß er mit ihm keinen Krieg wolle, und überdies ersuchte, ich möchte seinem Wakil Gessi in Chartum sagen, daß er mit der Localbehörde ein möglichst gutes Einvernehmen unterhalte. Gordon konnte jedoch seine Gemüthsstimmung darüber, daß er einem Türken nachgeben muß, nicht unterdrücken, und äußerte unter Anderem schließlich, daß er im Sudan nicht sterben wolle. Uebrigens ist Ismail Pascha derzeit noch in Darfur und wurde dieser Tage Chalid Pascha zum Leiter der hiesigen Regierung ernannt.

Der „Osservatore Triestino“ ist mir bis jetzt nicht mehr zugekommen, — scheint doch die Schuld an der Expedition in Triest zu liegen. Würde selbstverständlich sehr dankbar sein, wenn Sie mir ein oder das andere abgebrauchte Journal könnten zukommen lassen, denn ohne Zeitungen sterben wir moralisch ab.

Hausal.“

Chartum, 7. Juli 1875. — Den erfreulichen Inhalt Ihres sehr geehrten Briefes vom 24. Mai habe ich unverweilt Herrn Marno mitgetheilt, welcher seit mehreren Wochen in Tora el Madra an der Route nach Kordofan mit Einsammlung von verschiedenen Thieren beschäftigt ist, die ein ausserordentliches Resultat liefern. Marno hat umgehend geantwortet, daß er für Ihre gütige Verwendung und für eine etwaige allerhöchste Unterstützung zu weiteren Unternehmungen sehr dankbar sein würde. Es ist ja sein sehnlichster Wunsch, größere Excursionen in neuen Gebietstheilen ausführen zu können, um der Wissenschaft bisher unbekannte Felder zu erschließen. Da Marno nach Ihrem letzten Telegramm, worin ihm 1000 Gulden avisiert wurden, von Wien keinen ferneren Succurs zu erwarten hat, so wäre er von dieser Seite fernernhin seiner Verbindlichkeiten enthoben, und er wäre sonach ganz einverstanden, im Falle der Ermöglichung einer neuen Reise, seine Berichte dem Khedive einzusenden, welche für den Beginn der *société Khediviale de géographie* sehr nothwendig und erwünscht sein würden. In einem dieser Tage eingelangten Briefe giebt Dr. Schweinfurth seinem Unwillen über die Marno zutheil gewordene Behandlung von Seiten gebildet sein wollender Europäer unverhohlenen Ausdruck, da er in seiner neuen Sphäre die meisten Hoffnungen auf Marnos Erfolg baute. Es ist sehr bezeichnend für die ganze Situation der Marno'schen Angelegenheit, daß Gordon selbst in einem kürzlich an Marno eingelangten Briefe gebeichtet hat. Darin erzählt Gordon, daß ein Dampfer 30 Meilen oberhalb Nedjaf ohne Hinderniß passirt sei; er wollte nun versuchen, die Schellal-Gegend von Nedjaf bis Dufile zu durchfahren; wenn er das Glück hätte, so wäre der Fluß bis an den See frei, und da er selbst nicht auf den See ginge, so stände es Marno frei, zu thun, was er wolle, zumal die Intriguen und Schwierigkeiten beseitigt seien.

Damit scheint Gordon Herrn Marno die Reise auf dem See offeriren zu wollen; da aber Niemand ohne expresse Genehmigung des Colonel auf den weißen Fluß gehen darf, und Marno die früheren Quälereien nicht noch einmal ertragen will, so ist es begreiflich, daß er dieser nebelhaften und zweideutigen Einladung nicht Folge leisten kann. Da müßten positive Erklärungen ergehen, wenn Marno sich noch einmal entschließen sollte, unter Gordons Commando zu treten.

Es schwebt mir aus allem Dem vor, daß Gordon sein Fiasco einsieht, und daß er, weil er Niemanden hat, der das leisten könnte wie Marno, nun diesen auf gute Manier angeln zu wollen scheint. — Marno ist ein freier, wissenschaftlich gebildeter Forscher der Neuzeit, ein Mann voll Leben

und jugendlicher Kraft; er hat Anspruch auf die Achtung der gebildeten Welt, und hat es nicht nöthig, sich den witterwendischen Launen des Colonel Gordon zu unterwerfen. — Gordon wird wohl schon einsehen, daß die Expedition durch die ungebührliche Behandlung Marnos einen nicht gut zu machenden Schlag erlitten hat.

Gestern Abend kehrte Marno von seiner Jagdpartie zurück und ist heute mit dem Ordnen und Trocknen seiner Sammlung beschäftigt; er wird also mit der nach drei Tagen abgehenden Post seine Absichten berichten und dieselben Ihrem Einflusse empfehlen. Sollte Dr. Schweinfurth eine Extrasidee zur Erforschung gewisser Ländereien haben, so würde sie Marno bereitwillig acceptiren.

Hanjal."

Chartum, 8. August 1875. Marno, der lebens- und thatkräftige Forscher, der keinen Tag unbenützt die Sonne untergehen läßt, hat am 26. Juli eine Tour nach Darfur angetreten, mit drei Kameelen, leicht, ohne Gepäck, bloß mit seinen Instrumenten. Er will so rasch als möglich eine Rundreise in Darfur, und womöglich auch einen Abstecher nach Hofrat-en Nahaß machen, um im Falle ihm durch die vicekönigliche Gunst eine größere Unternehmung ermöglicht werden sollte, rechtzeitig wieder in Chartum zu sein, und im günstigen Falle von da seine weiteren Schritte zu organisiren. Im entgegengesetzten Falle geht Marno nach seiner Rückkehr von Darfur privatim auf den Bahr Saraf, um den nur dort vorkommenden *Baleniceps* und *Protopterus* zu sammeln, wodurch er — Alles in Allem — Material genug hat, um seinen ehrenhaften Namen aus dem Schlamm, in welchen ihn Gordons Launenhaftigkeit getrieben hat, zu retten. Nach meiner Ansicht ist eine so ordinäre, gemeine Behandlung einem gebildeten Menschen niemals von gebildeten Menschen widerfahren, wie es Marno von Seiten Gordons erleben mußte. Ich erwähne es erst jetzt, daß wir bei unserer Ankunft in Lado, als wir uns zur Begrüßung zum Colonel verfügten und uns anmelden ließen, gar nicht vorgelassen wurden und ohne Grund auf unseren Dampfer zurückkehren mußten. Das war ein peinliches Gefühl für mich und Marno. Erst später wurden wir vorgerufen. Dieses erste Recontre, welches nur wenige Minuten dauerte, war kühl, und Herrn Marno gegenüber, welcher viele Briefschaften abzugeben hatte, nahezu abstoßend. Am nächsten Morgen wurden wir wieder eingeladen. Nach wenigen, gleichfalls unfreundlichen Worten entwickelte Gordon uns Beiden gegenüber eine absonderliche Liebenswürdigkeit, welche bis zu meiner Abreise fort dauerte. — Kaum war ich außer Sicht, so begannen die bekannten Hezereien gegen

Marno, welche bis zum Entschlusse seiner Rückkehr gesteigert wurden.

Ich habe nach diesen Erfahrungen meine gute Meinung über die Noblesse Gordons gründlich verloren, und ich fürchte, daß er morgen oder übermorgen mit wenig Ehren vor der gebildeten Welt dastehen wird. Ein weiser, feingebildeter Mann kennt ein solches Benehmen nicht.

Aus Darfur hört man, daß Siber Pascha auch den Gebirgsdistrict, wo sich die Furawi gesichert glaubten, eingenommen hat. Zwischen beiden Paschas — Ismail und Siber — soll eine Rivalität ausgebrochen sein, was leicht glaublich ist. Siber ist der eigentliche Eroberer von Darfur, und Ismail, als der Größere, welcher nichts gethan, als daß er sich nach der Einnahme in Fascher niedergesetzt hat, beansprucht die Ehren für sich. Es ist demnach gleichfalls glaublich, daß Ismail Pascha einem bekannten Raubmörder (wie das Gerücht geht), welcher mit mehreren Spießgesellen seit Jahren alle Sudan-Provinzen mit Schrecken erfüllte, zu seinem intimen Kawas ernannte und ihn unter irgend einem Vorwande an Siber abschickte, damit er diesen Letzteren heimlich beseitige. — Siber habe davon Wind bekommen und sogleich telegraphisch die allerhöchste Erlaubniß zu einer Reise nach Aegypten erbeten, welche auch sogleich gewährt wurde.

Hansal m. p.

Chartum, 18. August 1875. Marno sitzt in peinlicher Erwartung in Obeid, ob ihm der Eintritt in Darfur gestattet wird oder nicht. Ueber diesem Mann waltet ein eigenes Mißgeschick, obgleich er mehr leisten würde, als alle wissenschaftlichen und nicht wissenschaftlichen Reisenden unter Baker und Gordon.

Watson, welcher nach England heimgekehrt ist, soll dort gestorben sein. Dieser Tage ist auch Chippendale, welcher mit möglichster Schnelligkeit das Vaterland erreichen will, wegen Operation einer gefährlichen Halsgeschwulst hier durchpassirt.

Das sind die beiden Feinde Marnos, welche dessen Fortschritte in Nedjas zu vereiteln wußten, wobei auch Gordon seine schwache Seite entblößte. Jetzt sitzt Gordon im Pech, ohne wissenschaftliche Seele, welche seine Ehre erweitern, oder durch gewisse Explorationen, deren es noch viele giebt, retten könnte. Gordon befindet sich nach den letzten Nachrichten in Bede, inmitten des Schellals zwischen Nedjas und Dufile. Er will versuchen, die Katarakte per Schiff zu passiren, dann hätte er doch etwas geleistet.

Aus Darfur hört man nur von Rivalitäten zwischen den beiden Granden Ismail und Siber Pascha, welche sehr wahrscheinlich sind. — Einige

Gerüchte sind delicateser Natur, weshalb ich vorläufig darüber schweigen will. Siber hat die Erlaubniß zur Reise nach Aegypten erhalten. Nun heißt es, seit gestern, daß Ismail Pascha dem Siber zuvorgekommen und vor ihm nach Aegypten gelangen will. Mit allerhöchster Genehmigung ist Alles möglich.

Hansal.

Chartum, 16. October 1875. Vor einigen Tagen gelangte eine expresse Stafette in der unerhörten kurzen Zeit von 18 Tagen mit einem dickleibigen Actenconvolut aus Cairo hierher, welches aus dem viceköniglichen Divan an Colonel Gordon abgeordnet wurde, mit dem strengen Befehl, daß dasselbe schnell und ohne jedweden Aufenthalt weiterbefördert werde. Der Mudir in Faschoda, Jusuf Bey, ist speciell beauftragt, das Packet selbst nach Lado zu bringen und es dort dem Colonel Gordon persönlich einzuhändigen. Eine gewisse Partei will bereits glauben machen, daß Gordon in Gnaden enthoben und Jusuf Bey als Ersatzmann bestimmt sei. Die Türken lachen sich schon in die Faust, daß das System der Frangi (Europäer) abgeschafft und das beliebte Türkenregime wieder am Ruder sei. Das wäre so recht im Geiste des Islam. Sagte doch der hiesige General-Gouverneur bei Gelegenheit: „Was die Frangi im Stande sind, das können wir auch!“

Da gab es nun allenthalben gar lange und verblüffte Gesichter, als sich das Depeschmysterium urplötzlich in einer ihren Erwartungen und ihrem Geschmacke ganz entgegengesetzten Weise entthätelte. Es wurde nämlich noch vor Abgang des Dampfers, welcher das Actenstück an Bord führte, offenbar, und zwar durch die eingeweihten Agenten Gordons, daß Jusuf Bey, der Mudir von Faschoda, zum Truppen-Commandanten bei Gordon Pascha ernannt sei und deshalb den Auftrag erhielt, sich schleunigst auf seinen neuen Posten zu begeben.

Gordon hatte seit der Rückkehr des Rauf Bey und Long Bey keinen Militärchef — nicht einmal einen tüchtigen Oberoffizier. Er ersuchte deshalb den Vicekönig um Zuthellung des ihm bekannten Jusuf Bey als Befehlshaber der Truppen, was auch bereitwilligst genehmigt wurde.

Die europäischen Tagesblätter berichten, daß der Sultan von Wadai freiwillig ein tributpflichtiges Verhältniß zum Khedive gewünscht hat, und daß infolgedessen die Entdeckungsexpeditionen in eine neue Phase getreten sind, und daß dadurch ein Gebiet dem sicheren Gezeze erschlossen wurde, welches bislang nur mit den größten Gefahren zu betreten war. Die Tagesereignisse drängen dem unbefangenen Beobachter hier an der Quelle eine conträre Ansicht auf. Als die wilden Fürsten von

Wadai, Darfur u. noch ihre unbeschränkte Herrschaft ausübten, konnte der wissenschaftliche Forscher in jene mysteriösen Reiche wenigstens hineindringen, wenn auch nicht herauskommen, wie ja Beispiele vorliegen. Seit Darfur nun mit ägyptischen Gesetzen gesegnet ist, darf der unerschrockene Forscher dem geheiligten Boden des mysteriösen Reiches Darfur, gleich dem Ungläubigen die Kaaba in Mekka, nicht mehr betreten. Als Factum führe ich an, daß unserem Landsmanne, Herrn Marno, auf seiner beabsichtigten Tour nach Darfur die Thüre — wie man auf gut wienerisch sagt — vor der Nase zugeschlagen wurde. Mit einer schriftlichen Einladung des Generalgouverneurs aus Fascher in der Hand reiste Marno ohne Sorge dahin ab. In El Obeid jedoch erklärte ihm der Mudir, daß Niemand nach Darfur hinein dürfe, und zwar auf allerhöchsten Befehl. Eine schriftliche Anfrage bei dem Befehlshaber in Darfur und ein Telegramm nach Cairo lauteten in der Antwort negativ. — Demgemäß macht Marno Excursionen in Kordofan und Nuba, um die Zeit nützlich zu verwenden, ohne das Heiligthum Darfur betreten zu haben. — Damit bleiben die obigen Worte, daß die Entdeckungsreisen in eine neue Phase getreten seien, und ein neues Gebiet dem sicheren Besetze erschlossen worden, sehr problematisch. — Durch die Verwendung des Herrn General-Consuls von Cischini scheint jedoch Herrn Marno in Aussicht zu stehen, im Dienste des Khedive eine anderweitige Forschungsreise unternehmen zu können. — Ernst Linant de Bellefonds hat die Reise nach dem Victoria-Nyanza im Januar dieses Jahres ausgeführt. Bei König Mtesji traf er mit Stanley zusammen, welcher den See eine große Strecke weit beschiffte. — Ueber dieses interessante Rencontre der beiden Reisenden wurde leider wenig bekannt, weil Linant auf seiner Rückkehr nach Norden schon nahe am Ziele zwischen Dufile und Kerri mit ungefähr 40 seiner Leute ermordet wurde, da ihm die Munition mangelte, um den Angriff der Wilden abzuschlagen.

Stanley wendete sich von Mtesji nach West. Auf der Grenze von Uganda entfloß seine Begleitung, wodurch er in eine fatale Lage gerieth und nur unter den größten Schwierigkeiten die Reise fortsetzen konnte.

Oberst Gordon verweilt seit längerer Zeit in Beda und Kerri. Es verlautet sogar, daß auch die neugeborene Station Lado aufgelassen sei. Die vielen Mordthaten und Räubereien nöthigten den Colonel, alle seine Kräfte zu concentriren und unter Anführung des bekannten Landeskundigen Boad el Mek den Wilden eine tüchtige Lection zu geben und ihre Kriegswuth zu bändigen. —

Der aus der Zeit der Baker-Expedition her bekannte und vielfach verwendbare damalige Magaziniere Marcopulo wurde anfangs dieses Jahres von Gordon Pascha aus Cairo berufen. Marcopulo gab seine sichere Position auf, folgte dem Ruf und traf im Monat Februar in Gordons Residenz Lado ein. Ohne irgend einen Dienst angetreten zu haben, kehrte Marcopulo am 2. d. M. mit dem Abschied in der Tasche vom Aequatorialgebiet wieder in sein altes Standquartier nach Cairo zurück. Ein solches Vorgehen mag sich Jeder nach seiner individuellen Anschauung auslegen. —

Neueste Privatbriefe aus Faschoda erzählen die Neuigkeit, daß zwei griechische Kaufleute auf einem arglosen Jagdausfluge von einem Trupp Schilluk-Neger angegriffen und mehrfach mit Lanzen verwundet wurden, worauf die Schwarzen in die Stadt eindrangen und durch Ueberrumpfung ca. 20 Soldaten mordeten. Von hier sind bereits zwei Compagnien Verstärkung dahin abgegangen. Darnach scheint die nach der Strangulirung des Schilluk-Königs durch die Türken ausgesprengte Nachricht der Ruhe und Sicherheit, wonach Reisende ohne Bedeckung und Bewaffnung unbesorgt das Gebiet der Schilluk in allen Richtungen passiren können, nur einen zweifelhaften Untergrund zu haben.

Hansal.

(Fortsetzung folgt.)



## Aus dem Zillertal.

Mit Illustrationen von G. Theuerkauf.



Maria-Haft-Kirche. Nach der Natur gezeichnet von G. Theuerkauf.

Beim Dorfe Straß betraten wir das Zillertal; die von der Morgen Sonne beleuchtete, auf vor springender Felsplatte freundlich durchs Grün lugende Brettfallkapelle läutete uns zum Willkommen.

Die ewig geschäftige und gern übertreibende Phantasie hatte uns freilich ein anderes Bild vom Zillertal vorgemalt, als dasjenige war, welches sich uns zunächst darbot. Waren wir doch verwöhnt,

denn wir hatten eben das herrliche Zinntal mit seinen himmelanstrebenden Felsenbergen, Schlößern und malerisch am reizenden Inn liegenden Ortschaften und Städten verlassen. Das war also das seiner Schönheiten und seines Reichthums an edlen Gesteinsarten halber so hochgepriesene Zillertal, von dem wir schon als Schuljungen uns die ungemessensten Vorstellungen machten, wenn werthvolle Mineralien, die dort das Licht der Welt erblickt hatten, vom Lehrer zur Besichtigung in der Classe herumgereicht wurden.

Aber unser voreiliges Urtheil änderte sich, als wir nach mehrstündiger Fahrt, um eine Felsenecke biegend, zunächst das weit ausgebreitete Dorf Zell und dann den herrlichsten, leider so kurzen Theil des Thales vor uns liegen sahen. Es war ein gar zu schönes entzückendes Bild, welches, links von der Gerloswand begrenzt, ganz im Hintergrunde im schneebedeckten Ingent und der Tristen Spitze seinen Abschluß fand. Vor die dunkle Couliße des Hainzenbergs schob sich die schlank grüne Kirchturm Spitze von Zell und zahlreiche Weiser mit ihren weiß angestrichenen Häusern

belebten das nach dem Hintergrunde zu mehr und mehr in bläuliche Töne übergehende Grün der Landschaft.

Vom Hainzenberg winkt ein hinter schwarzen Wettertannen halb verborgenes weißes Kirchlein mit rothen Kuppeln herüber und ladet uns zum Besuche ein. Ihm galt unser erster Weg, nachdem wir in der „Post“, unter deren Dach die Vertreter aller cultivirten Völkerschaften friedlich neben-

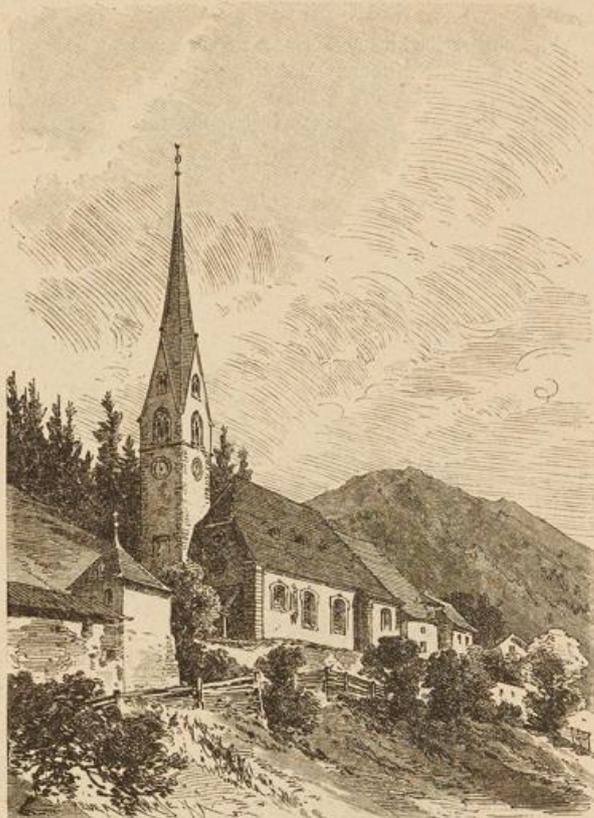
einander wohnen, auch dem Wagen zu seinem Rechte verholten hatten.

Heiß schien die Sonne ins Dorf und steil und steinig war der Waldweg hinauf zur Wallfahrtskirche Mariaraft. Wir stehen hier auf goldenem Boden, der Fels ist goldhaltig aber die Ausbeute jetzt gering. Früher tummelten sich in den schon vor Jahrhunderten gebohrten Stollen eine zahlreiche Knappenschaft, jetzt aber gähnen die öden Höhlen ins Thal hinein und der Tourist würde die Nähe des Mammons nicht ahnen, wenn nicht ein ambulanter Händler, der stets einige goldhaltige Steine auf Lager hat und zum Verkauf anbietet, ihn darauf aufmerksam machte.

Noch ein anderer Aussichtspunkt, der einen umfassenden Blick in's Thal und nach Mairhofen und den Bergen, die es einschließen, gestattet und die ganze Großartigkeit des Bildes zeigt, liegt drüben hoch am Berge. Aber da hinauf zu kommen, ist ein Stück Arbeit, welches auch über die aus der Stadt mitgebrachte Fußbekleidung die schwerste Prüfung verhängt. Doch: Groß ist das Mühen, herrlich der Lohn.

Steile Berge und reißendes Wasser sind oft Ursachen von Unglücksfällen, und es ist ein schöner Zug des Tyrolers, daß er zum Gedächtniß der Verunglückten an der Stätte ihres Todes

Tafeln aufrichtet, die ein mit mehr gutem Willen als künstlerischem Können hergestelltes Bild enthalten, welches in rührend naiver Weise die Art des Todes zu veranschaulichen sucht. Sollte jedoch der schauende Wanderer hier und da nicht recht klug aus dem Wilde werden, nun so sorgt eine unten angefügte ausführliche Erläuterung dafür, daß er vollständig unterrichtet weiterziehen kann. Auf dem annuthigen Wege nach dem Dorfe Hippach zählten wir vier solcher Tafeln. Die Inschrift der letzten war schon halb erloschen, aber ein altes Mütterchen, welches des Weges kam, erzählte uns die traurige Geschichte und dann im Weitergespräch auch die ihrige. Als junges Mädchen war sie, mit zwei Schwestern und einem Bruder eine Sängersfamilie bildend, hinaus in die Welt gezogen; in Berlin und Potsdam hatte die Künstlergesellschaft vor Friedrich Wilhelm III. und seinem ganzen Hof mit Beifall überschüttet gesungen. Doch auf der Rückkehr nach Tyrol erkrankte und starb in Leipzig eine der Schwestern und dadurch wurde der Künstlerkreis um eine unersehbliche Stimme ärmer. Noch nicht



Hippach. Nach der Natur gezeichnet von G. Thenerkauf.

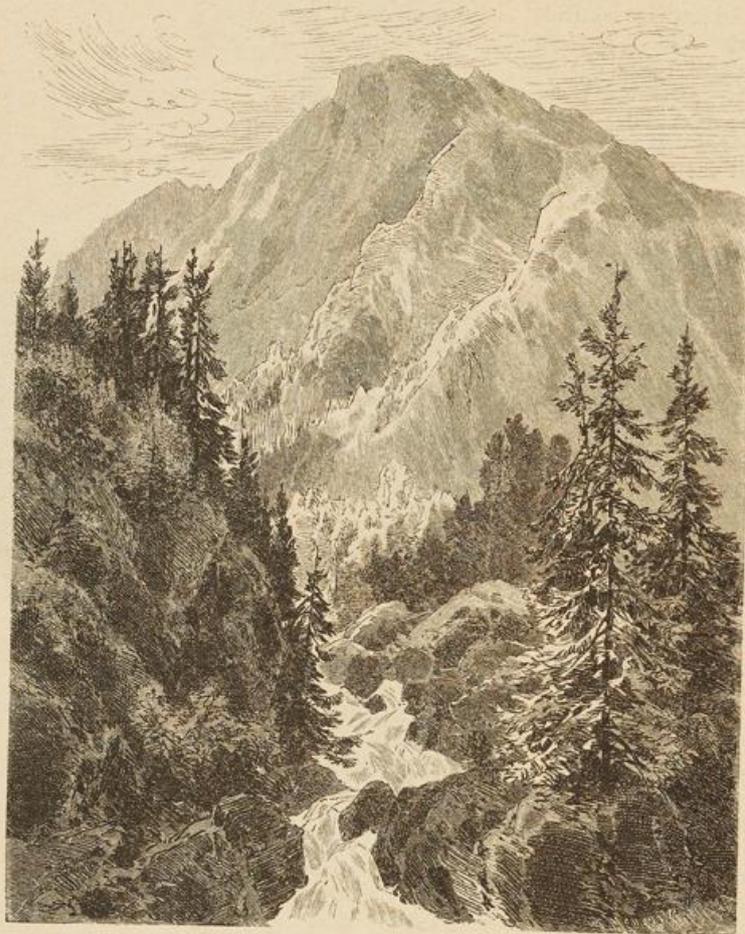
so schlau, wie die später umherreisenden Tyroler Sängergesellschaften, die bei einer Vacanz jede brauchbare Kraft ohne Weiteres zum echten Tyroler stempelten, kehrten die entmuthigten Geschwister traurig in ihr einsames Dörfchen zurück, gingen nie wieder auf die Wanderschaft und von Allen ist nur noch das alte, dem Grabe zuwankende Mütterchen am Leben.

Noch lebt in Zell ein hochbetagtes würdiges Ehepaar; der Mann, nunmehr mit seinen 83 Jahren am Stabe gebückt gehend, ist das letzte überlebende Mitglied der Sängergesellschaft Leo, welche in den zwanziger Jahren weit in der Welt herumzog und als etwas Neues Aufsehen erregte und Schätze erlangte. Nachdem er das Singen aufgegeben, heirathete er und bezog nun fünfundzwanzig Jahre hindurch deutsche, holländische und belgische Land- und Seebäder mit Bijouterie- und gemalten Porzellanwaaren, bis das vorgerückte Alter der herumziehenden Lebensweise Einhalt gebot und ihn sesshaft machte. Das elterliche Haus, welches er nun für sich allein erwarb, nahm ihn wieder auf und er

hat es für seinen Lebensabend aufs traulichste eingerichtet.

Seine Lebensgefährtin, eine der liebenswerthesten alten Frauen, kletterte schon als ein ganz junges Mädchen oft unter Lebensgefahr, mit Mamskleidern angethan auf die höchsten Zerner und Glet-

behaglicher Ruhe dahin und man merkt ihnen wohl an, daß sie durch den Verkehr mit der großen Welt geistig gehoben worden sind, ohne dabei die Unschuld des Herzens eingebüßt zu haben. Auch der Aberglaube in weltlichen und religiösen Dingen, mit dem der nie von seiner Schwelle gekommene



In der Dornauergklamm nach der Natur gez. von G. Theuerkauf.

scher, dort nach werthvollen Steinen und Krystallen suchend. Das Glück belohnte den Muth; mit den gefundenen Schätzen reiste sie, von ihrer Mutter begleitet, über Böhmen nach Berlin, wo Männer der Wissenschaft ihre eifrigen Kunden waren.

Jetzt leben die beiden alten Leuten, von den Gebrechen des Alters noch wenig heimgesucht, in

Tyroler behaftet ist, hat in dem Heim der beiden guten alten Leute keine Stätte gefunden.

Der Wandertrieb ist dem Tyroler angeboren. In den dreißiger Jahren fanden in den Dörfern Zell, Hippach, Mairhofen und Zinkenbergr im Duxerthal protestantische Ideen Eingang; die österreichische Regierung wurde endlich aufmerksam und ließ den

Verführten die Wahl zwischen der Rückkehr zum alten Glauben oder der Landesverweisung. Ohne weiteres Bedenken unterwarfen sie sich der letzteren und zogen, circa 400 Köpfe stark, beim Beginn des Jahres 1837 nach Preußen, wo sie von Friedrich Wilhelm III. freundlich willkommen geheißen wurden. Am Fuße des Riesengebirges, auf einem ihnen angewiesenen Landstrich bauten sie ihre Tyroler Häuser auf und noch heute heißt die Colonie: Zillertal.

Es war die Wanderlust, die den Abtrünnigen das Scheiden von Haus und Hof, von Freund und Nachbar erleichterte, denn in allen andern Dingen hängt der Tyroler — oft zu seinem eigenen Schaden — fest am Althergebrachten.

Doch es ist Zeit, sich weiter in der Gegend umzuschauen. In Tyrol muß man wandern, will man den vollen Naturgenuß haben, und so schlagen wir den Fußweg über Hippach nach Mairhofen ein. Wir ergößen uns an dem Bilde von Mairhofen, welches in weiter grüner Ebene, von steil aufsteigenden Felsenbergen umschlossen, schmuck daliegt. Von

den Thälern und Schluchten, in welche sich nun das Zillertal verzweigt, wählen wir das Zemmthal, und uns erwartet ein Hochgenuß sonder Gleichen. Auf engem, bald bergauf bald bergab führenden Saumpfade unter überhängenden Felsen hinweg, an schwindelerregenden Abgründen vorüber gelangen wir in die Dornaubergklamm. Tief unter uns braust und schäumt der Wildbach, in tausend Wasserstürzen die Hindernisse überwindend, die ihm mächtige Felsblöcke bereiten. Dunkle, steil zum Himmel aufragende Felsenwände rahmen das Bild ein, in dessen düstere Pracht die Sonne hier und da eine etwas freundlichere Farbe malt, und so kommen wir endlich an unser Ziel, den Carlsteg, auf welchem die Schlucht überschritten wird.

Eine kurze Rast, dann treten wir den Rückweg an, die Herrlichkeiten noch einmal genießend. Wir begrüßen wieder die grünen Matten Mairhofens, kehren dort zum Abendimbiß ein, und nach zwei Stunden weiteren Gehens legen wir uns in Zell zur wohlverdienten Ruhe nieder.



# Die Wächter des Schalifen.

Ballade von Felix Dahn.

Zur Illustration: Der Sultanswächter, von H. v. Ortenfeld.

Schlummre furchtlos, mein Gebieter,  
Schlase sicher, o Harún:  
Wahrlich, deinem heiligen Haupte  
Soll kein Hassler Leides thun!

Denn ob deinen Träumen wachen  
Vor der Thür der Löwen zwei:  
Und wer sagt es, wer von beiden  
Treuer oder stärker sei? —

Den Bemähten hat dein scharfes  
Schwert bestreut am Wüstenvand,  
Als die fürchterliche Schlange  
Schuppenringig ihn umwand.

Dankbar hat der Wüstenkönig  
Dir zu Füßen sich gestreckt  
Und gehorsam wie ein Hündlein  
Des Erretters Hand geleckt.

Wie mehr von der Ferse wich er  
Dir seither bei Nacht und Tag:  
Oft dein Haupt auf seiner weichen  
Mähne statt des Pfühles lag.

Aber Arslan, mich, den zweiten  
Deiner Hüter, hast du dir  
Fester noch an's Herz gekettet  
Als das königliche Thier.

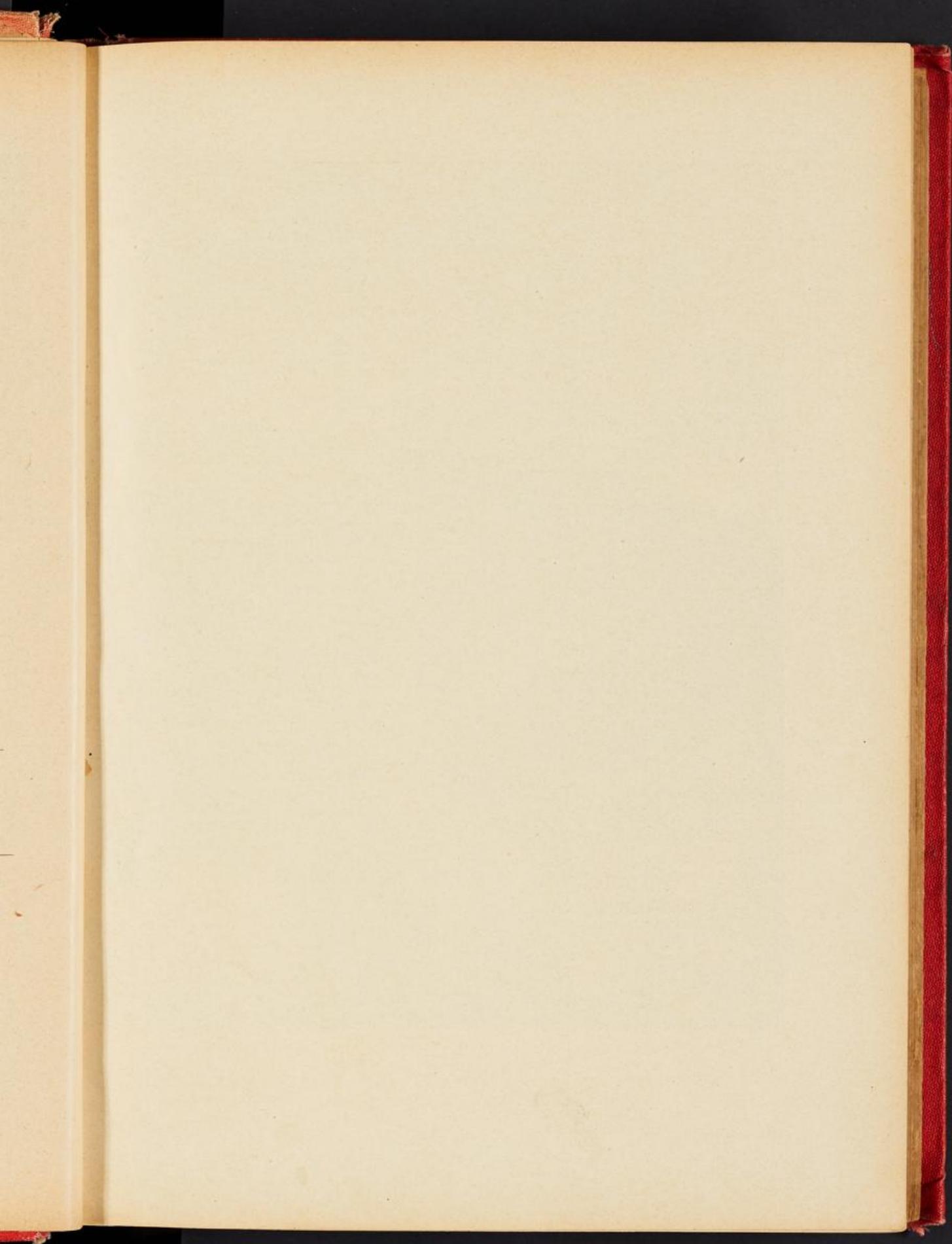
Dich zu morden aus Arabien  
Hatte mich mein Herr gesandt:  
Doch als ich dein Antlitz schaute,  
Da versagte Poldy und Hand!

Und ich stürzte dir zu Füßen  
Und gestand den Plan, den Wurd  
Und in Flammen sollt' ich sterben  
Nach der sieben Richter Wort.

Doch du blicktest mir ins Auge  
Und gebotest: „Sei mir treu!  
Und behüte meinen Schlummer  
Künftig als mein zweiter Leu!“ —

Schlummre furchtlos, mein Gebieter,  
Schlase sicher, o Harún:  
Wahrlich, diesem heiligen Haupte  
Soll kein Hassler Leides thun! —



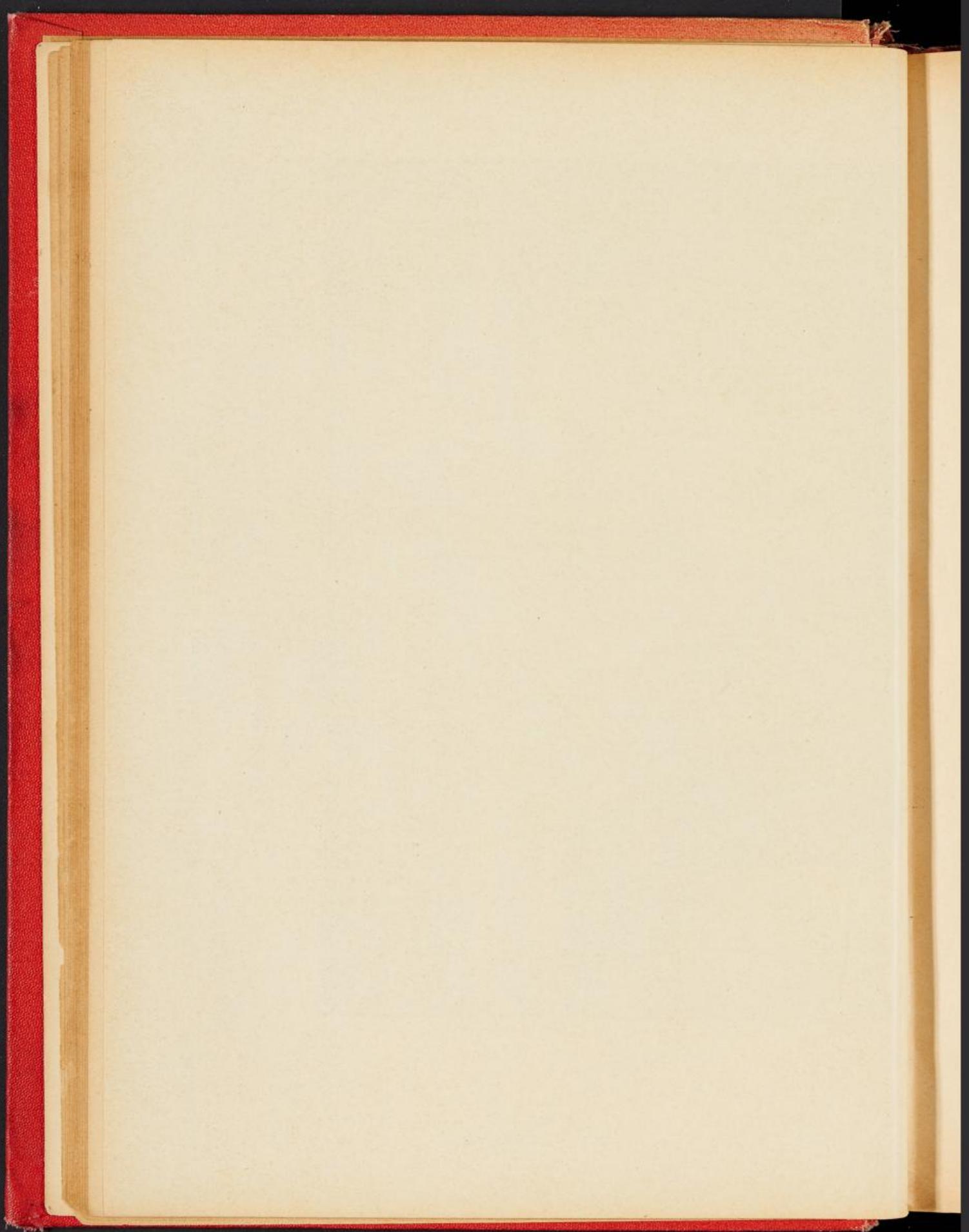






Der Sultanswächter. Nach dem Gemälde von R. von Ottenfeld.

Photographie-Verlag von Franz Hanffstätter in München.





## An der See.

Novelle von Wilhelm Jensen.

„Dat dreiht stiv up ut Osten, Old Peer, un giffst vunnacht feine Bø.“

Zooft Söfeland, der Schiffer von Olde Behr, sagte es, breitspurig, mit ausgebuchteten Knien in die Stube tretend, an deren niedrige Decke sein Südwester fast hinschürfte. Ein Windstos fuhr mit ihm durch die klappernde Klinkthür; auf seinem dicken Flaufhanjw, der Wams und Hose in Einem war, saß noch da und dort eine Flocke windangeworfenen gelben Schaumgerinnfels der See, die vor dem Haus draußen an den Strand klatschte.

„Giffst dat? Giffst dat? Lat em de Steern un'n Heven dalhaken!“ nickte Old Peter Schüddetoy von der Ofenbank. Er saß da, mächtig breitwüchsig, aber trotzdem war's, als ob sein Rumpf nur ein winziges Untergestell für den Kopf sei. Mund um diesen herum lief es wie eine schuhbreit abziehende, graugelbe Mähne, dazwischen ging beinahe von Ohr zu Ohr der Mund mit einem weißen Haijischgebiß. Drüber saß eine, für die Wichtigkeit des Gesichtes winzige, an der Spitze aufgestülpte Nase, und zwei grelle, wasserhelle Augen dran. Er hatte einen großen irdenen Napf mit einem dampfenden Getränk vor sich stehen, zweifellos Aquavit mit heißem Wasser gemischt, denn auf dem Backsteinherd im Hintergrund des Raumes brodelte es in einem Hängekessel, und die Novembernacht setzte scharf frostig ein. Außer den knatternden Holzscheiten warf noch eine Thranlampe von der Wand Flackerlicht durch die große, dunkelbraun angerauchte Schifferstube.

Sie befand sich an der Südwestküste der Insel Rügen, in der Strandortschaft Olde Behr, grad' der Stadt Stralsund gegenüber, von dieser nur durch den „Gellen“, eine kaum viertelstündig breite Meerenge abgetrennt, und es war im Winterbeginn

II. 2.

des Jahres 1628. Zum erstenmal vor einem Jahr hatte die wilde, in oberdeutschen Landen bereits seit einem Jahrzehnt wüthende Kriegsfurie ihre tobenden Massen auch hierher gepeitscht, der kurze Zeitraum jedoch ausgereicht, die Städte und Dörfer der Mark Brandenburg, Vorpommerns und der mecklenburgischen Länder mit allen bis dahin unbekanntem Graueln und Schrecken des Einbruchs kaiserlicher Soldhaufen vollauf vertraut zu machen. Niemandem war das Vieh mehr im Stall, noch das Schwein im Koben geblieben, kein Geschirr von Kupfer oder Zinn in der Küche, kein Vorrath im Keller, noch im Beutel ein Heller. Säbel und Pallasch, Knüttel und Faust herrschten unumschränkt; wer mit dem Leben und ohne Gewaltthat an Weib und Töchtern davontam, hatte ein Loos aus der Glücksurne gezogen, das ihn ein inbrünstiges Dankgebet zum Himmel schicken ließ. Daumschrauben und brennende Schwefelfäden auf den Leib gebunden, zerbrochene Rippen, Arme und Beine, Wippen an Dachrinnen von Leuten, um sie zum Offenbaren des Verstecks ihrer Werthsachen zu foltern, Röstten in Backöfen, an Ketten in Brunnen Hinabhängen, bis auf's Letzte nackt ausgeplünderte Männer und Frauen, Wegschleppen der hübscheren Mädchen jedes Standes am Sattelknopf in's Feldlager — das Alles war an der Tagesordnung und stand selbstverständlich überall bevor, wohin die kaiserlichen Heermassen in die protestantischen Nordmarken vordrangen. Und dazu bildeten diese nicht einmal Feindesland, sondern den eigenen Besitz des Eroberers. Der Kaiser Ferdinand II. hatte die beiden Herzoge Adolf Friedrich von Mecklenburg-Güstrow und Johann Albrecht von Mecklenburg-Schwerin, die sich dem Dänenkönig Christian IV. zum Kriege gegen ihn verbündet gehabt, geächtet,

4

ihrer Fürstenthümer verlustig gesprochen und die letzteren seinem Generalissimus Albrecht von Wallenstein, als neuem „Herzog von Mecklenburg“ verliehen. Dieser befand sich mit seiner siegreichen Armee rasch im Besitz der ihm zugetheilten Lande und brach gleichzeitig mit seiner Heermacht in das Herzogthum Pommern des schwach-unschlüssigen Herzogs Bogislaw XIV. ein. Einen Vorwand dazu lieferte, daß im Jahre vorher der König Gustav Adolf von Schweden mit gelandeten Truppen durch Pommern nach Preußen gezogen war. Dafür legte der kaiserliche Feldhauptmann den pommerschen Städten und Landen als Strafe unerschwinglich hohe Contributionen auf und forderte eine solche im Betrag von 150 000 Thalern oder Oeffnung der Thore für den Einzug einer Besatzung auch von Stralsund, der Hauptstadt des Herzogthums Pommern Wolgast. Stralsund indeß, auf seine, von der Natur stark befestigte Lage bauend, besaß von sämtlichen Städten des Nordens allein den Muth, Beides zu verweigern und einem Angriff und jedenfalls schreckenvoller Eroberung durch die gewaltige Wallenstein'sche Truppenzahl entgegen zu sehen. Als jahrhundertlange ruhmreiche Genossin der „deutschen Hanse“ wandte die schwer bedrängte Stadt sich um Beihülfe an die Mitangehörigen des alten, dem Namen nach immer noch bestehenden Schutz- und Trugbundes. Aber die „Hanse“ war eben nur mehr ein Name aus großer Vorbäterzeit, ein hallendes Wort ohne Inhalt, ein Nebelphantom gleich dem „fliegenden Holländer“, bei der Berührung wesenlos zergehend. Alle Nothhülfe der ehemals mächtig auf der Ostsee gebietenden Städte des „Wendlandes“ beschränkte sich auf ein zaghaft-demuthvolles Fürbittschreiben an die kaiserlichen Feldherren Tilly und Wallenstein und auf eine unter der Hand nach Stralsund gesandte Darlehenssumme von 5000 Thalern, mit der die Verleiher ein nützliches Geschäft zu machen erhofften, da sie sich fünf Prozent jährlicher Zinsen ausbedungen. Von der Hanse hatte sich nichts weiter erhalten, als daß ihre Mitglieder noch gut rechnende Kaufleute geblieben.

So umschloß Albrecht von Wallenstein im Sommer 1628 mit seinem Belagerungsheer Stralsund. Dies hatte sich jedoch nicht sinnlos tollkühn auf sein Wagniß eingelassen, denn es befand sich in der That gegen den Angriff durch eine Landarmee außerordentlich geschützt. Von Norden durch Osten bis nach Süden hinunter deckte der Wellen oder Strela-Sund die Stadt, doch auch auf der Landseite dehnte sich vor den Mauern ringshin ein breiter Gürtel von großen Teichen und Sümpfen und erschwerte dem Feinde in hohem Maße die Annäherung. Was es hieß, ohne Schiffe über das Wasser siegen zu wollen, war dem neuen Herzog von Mecklenburg aber schon fatal bekannt geworden. Vor ihrer kühnen Vereinzelung der ganzen Reichsgewalt gegen-

über doch erschreckend, hatten die Stralsunder im Anfang eingewilligt, eine geringere Contribution zu erlegen und die vor ihrem Hafen befindliche kleine Insel Dänholm, die früher Strela geheißt, den Kaiserlichen einzuräumen, jedoch unter der Bedingung, daß die letzteren dort keine Befestigungswerke errichten sollten. Da diese Vertragsclausel indeß sofort gebrochen worden, hatte die Stadt mit ihren Schiffen den auf das Giland übergeführten Truppen alle Lebensmittelfuhr unterbunden, so daß sie froh gewesen, unverhungert an's Festland zurückgelangen zu dürfen. Das war der Belagerung als Vorspiel vorausgegangen, begreiflicher Weise nicht ohne den leicht reizbaren Horn Albrecht Wallensteins zu höchsten Grimm aufzustacheln, der sich in seinem Schwur kundgab, er werde Stralsund erobern, selbst wenn es mit Ketten an den Himmel befestigt wäre. Was dann der Stadt bevorstand hätte, davon legte um drei Jahre später das grauenvolle Schicksal Magdeburgs beredtes Zeugniß ab, doch auch ohne diese Erfahrung war es bereits Niemandem zweifelhaft.

Stralsund besaß aber einen unfraglich noch verlässlicheren Bundesgenossen, als den Himmel, und der war das Meer. Und wenn die bedrohte Stadt von den alten Hansagenossen feig und schimpflich verlassen worden, so gab es doch noch andern Beistand für sie, um den sie in ihrer Noth nicht vergeblich warb. Sie schloß ein Bündniß mit den Königen Gustav Adolf und Christian IV. ab, und schwedische und dänische Schiffe brachten ihr Unterstützung an Mannschaft, Kriegsmaterial und Lebensbedürfnissen. Mit letzteren versorgte sie obendrein die große, fruchtbare Nachbarinsel Rügen, die, durch den Sund beschützt, allein von allen pommerschen Landen der Verheerung bisher entronnen.

Und dergestalt war es Stralsund sommerlang gelungen, sich unversehrt seiner ungeheuren Bedrängerschaft zu erwehren; vor ohnmächtiger Wuth knirschend aber erkannte Wallenstein immer deutlicher, daß es ihm unmöglich fallen werde, seinen Schwur einzulösen, wenn er nicht im Stande sei, die Stadt auch von dem feuchten Untäusboden, ihrer Kraft, dem Meere, abzuschneiden. Bis jetzt war es nichts, als ein hochtönendes Wort, daß der Kaiser ihn zugleich mit dem Herzogshut von Mecklenburg zum „General des oceanischen und baltischen Meeres“, sowie zum „Generalcapitän der Armada und ihrer Mannschaft“ ernannt hatte, denn er war beides nur nach dem Vorbilde der Erzbischöfe in partibus infidelium, und es schwamm keine kaiserliche Felle, noch Rußschale auf den Wellen der Ostsee. Doch nun warf der Friedländer sich mit rascher und jäher Energie auf die Herstellung einer Flotte, die seine leeren Admiralstittel

mit Inhalt erfüllen und den hartnäckigen Widerstand Stralsunds brechen sollte. In schweißtreibender Hast rüstete er im Hafen von Wismar unter dem Schutz des „Walfisch“, eines starken Festungsbollwerks am Hafeneingang, Kriegsfahrzeuge zu einer Armada, welche die Bestimmung besaß, sobald sie zu zwei Duzend Orlogschiffen angewachsen sei, Stralsund von der Wasserseite aus zu berennen. Doch die Zeit, die Unmöglichkeit, eine solche Flotte in wenig Wochen fertig und seetüchtig zu vollenden, standen nicht unter der Botmäßigkeit seiner fiebernden Ungeduld, und mit heißem Grimm mußte er harrend dreinschauen, daß der Herbst einbrach und noch jeder Nachen seiner „Generalherzschafft auf dem baltischen Meere“ spottete.

Nun warf der Novemberechtwind die klatschenden Wellen an die flache Küste von Olde Behr. Der Strandort führte seinen Namen von der „alten Fähr“, welche nach der Erbauung Stralsunds die nächste Verbindung der Stadt hierherüber mit dem Rügen'schen Ufer vermittelt hatte; schon seit Jahrhunderten war um den Landungsplatz ein Dorf angewachsen, dessen Einwohner sich ausschließlich von der Haringsfischerei nährten. Mächtige, wetterkorrige Gestalten, die Jungen wie die Alten, den Buchenstämmen der Insel ähnlich aus denen ihre Vorfäter sich die ersten „Korakles“, gehöhlt und Segel aus Thierfellen darauf gespannt. Wie graue Rinde trugen alle den Schifferhansup vom Hals bis unter die Knie, wo er in den wichtigen Stiefelschäften aus Seehundshaut verschwand. So folgte jetzt ein Duzend, einer um den andern, dem wassertriefenden Schritt Jooit Sökelands nach und trat durch die Klinkthür in die Stube Peter Schüddekops ein. Es war so abendlicher Brauch des Zusammenkommens im Hause des Alten zum Reden, oder eigentlich mehr zum Schweigen. Old Peer winkte jedem bloß: „Sitt dal!“ Ab und zu, wenn er guter Laune war, gab's für die Gäste einen Rapf mit heißem Trunk gleich dem seinigen. Er konnte den Wirth machen, denn die dicke Eichentruhe unter seiner Bettlade steckte voll Beuteln mit Silbermünzen aller Länder und Städte an der Ost- und Nordsee von Reval bis nach London, und die größte und hurtigste Snigge, die sich im Stralsunder Hafen schaukelte, fast einer Rogge gleich, war sein. Das Alles war ihm auf Millionen Haringsslossen herangeschwommen; wie das Sprüchwort redete, auch die reiche Stadt Amsterdam im Niederland sei auf Haringen erbaut. An Gut und Geld, Ansehen und Aussehen hatte Old Peer etwas von einem der alten Seekönige, die vor tausend Jahren hier an den Küsten gefessen.

Heut' Abend war er freigebig, denn wenn ein Gast eintrat, nickte er nicht nur: „Sitt dal!“ sondern sprach hinterdrein: „Swanke, to drinken!“

Der Auftrag drehte sich nach dem Herd, wo der Riesentessel über dem Feuer brodelte. Daneben stand, mit Geräthen hantirend, ein weibliches Geschöpf, das einzige in der Stube und im Hause, Swanefe Schüddekop, die Tochter des Alten, etwa an zwanzig Jahre. Sie war vom selben Schlag wie all' die Mannsleute, hochwüchsig und breit in den Schultern; ihre Hand hob den schwergefüllten Kessel, als sei er leer, und man sah wie die kräftigen Muskeln des Arms ihr dabei unter dem dunkelblauen Aermel aus eigengemachtem Zeug anschwellen. Beim Bücken und Athmen rundete ihre Brust sich weit vor, ein Behälter zweier Lungen von Urkraft der Natur. Nur war ihr Gesicht nicht wetterschrundig gleich dem der Männer; aus der breiten, weißen Stirn zurückgekämmt, fiel ihr das dicke Haar des Alten über den Scheitel nach hinten auf den Nacken, auch mähenartig, doch nicht grau, sondern beinahe von der Farbe einer goldgelben Tulpe. Das Geflacker des Feuers warf bald Lichter über sie, bald Schatten, ließ nun ihre obere Körperhälfte verschwinden und hob bei einer Bewegung deutlich unter dem schmiegjamen Wollenrock die straffen Formen ihrer Schenkel hervor; die ebenso strammen Waden boten sich noch ohne Strumpfgewirk, völlig bloß unter dem nicht mehr als spannweit über die Knie fallenden Saum zur Schau. Dann wechselte der Schattenwurf, der Kopf stand in Licht getaucht, und unter den Brauen leuchteten einmal flüchtig zwei zurückgezogene meergrüne Augen auf. Sonderbar, wie schillernder Seetang unter stiller Wasserfläche, wenn die Sonne drauf glimmert. Und unter den Augen glichen die Lippen rothem Korallengeslecht über weißen, feucht hindurchblickenden Quarzkiefern. Wenn old Peer Schüddekop an einen alten Seekönig gemahnte, so war an seiner Tochter Swanefe trotz der massigen Derbheit ihres Gliederbau's etwas von einer Wassernixe, wie das Geraun der Sage sie bei mitternächtigen Mondlicht drüben im Herthasee aufrudern und zur Tiefe zurücksinken ließ. Ihr uralter Name aber erhielt offenbar das Gedächtniß an die Schwanenjungfrauen Odins, die bald als Schildwallyren stürmisch von wildem Schlachtenrang fortgerissen wurden, bald von Liebe zu einem Erdensohne überwältigt, in seinen Armen ihre göttliche Kraft und Unsterblichkeit dahingaben und zu schwachen irdischen Weibern herabsanken. Das geschah, wenn Jemand ihnen ihr Schwanengewand raubte, das sie an einsamem Seegeftad abgelegt; dann hielt er sie in seiner Gewalt, ihm als Gattin zum Land an seinen Herd zu folgen.

Swanefe trug die dampfenden irdenen Gefäße hin und wieder, und die niedrige Stube war voll von lippenschlürfenden, schweigjamen Heunen. Draußen im Dunkel jauste der Wind und klatschte

der Seeanschlag; wie die Uferwellen manchmal murrend einen Klutkiegel zwischen den Fies an den Strand rollten und zurückebend wieder mit sich nahmen, so fiel dann und wann ein Wort zwischen den Zähnen eines Mundes heraus, um gleich wieder zu verstummen. Sie hatten nicht viel zu sagen und brauchten's erst recht nicht, da sie muthmaßlich alle nur wenig, doch das Gleiche dachten. Ab und zu dröhnte einmal etwas südher über den Gellen, ein verwehter, dumpfer, aber doch scharfen abgesetzter Ton, als das Gerohr von Luft und Wasser. Man kannte es hier bald seit einem halben Jahr, nächtliche Karthaumenschüsse waren's von den feindlichen Werken drüben vor der umlagerten Stadt.

Nun kam's wieder, stärker vom Wind hergetragen, und Peter Schüddkop hob die graue Scheitelmähne gegen seine Tochter und heischte von ihr: „Lang' dat Boot vun't Schapp dal, Swante, un les' uns dat vör! Weest wat, vun old Glas; dat is as ut de Bibel.“

„Bruf' ick nich, Vadder, dat kan ick utwennig,“ antwortete das Mädchen mit einer tiefen Bruststimme, wie die wuchtige Körpergestalt sie erwarten ließ. Sie stemmte ihr Knie auf den Rand einer Lade, schnellte sich kraftvoll auf diese hinauf und holte das Buch von dem hohen Wandschrankbord herunter. Das einzige im Haus war's, ein Schweinslederband mit einem Druckwerk nach einer Stralsunder Chronik; doch wie sie's erwiebert, hatte sie nicht nöthig, den dicken Band aufzuschlagen. An einen Tisch tretend, stützte sie nur die beiden starken Hände auf das Buch, wie ein Prediger seine Bibel auf die Kanzelbrüstung, und hub zu sprechen an:

„Dat weer nu vör tweehundert Johrn —“

In ihrer plattdeutschen Zunge berichtete sie es weiter:

„Das war nun vor zweihundert Jahren, da rüstete der Dänenkönig Erich eine große Schiffsmacht gegen die „dudische Hanse.“ An siebenzig Fahrzeuge, groß und klein, mit anderthalb Tausend Gewaffneten drauf. Bei Nacht und Nebel kamen sie durch den Gellen, und im ersten Grau liefen sie an die Ladebrücke von Stralsund. Was da war, raubten, zerhieben und verbrannten sie und schrien über die Mauer die Bürger der Stadt aus dem Schlaf. Die stürzten heran, aber sie waren für den plötzlichen Ueberfall mit so großer Macht nicht vorgehen und mußten sich auf den Mauern von den Dänen drunten höhnen lassen. »Tydste Garper« — ein uraltes Schimpfwort — schrien sie ihnen in's Gesicht und forderten die Ungerüsteten zum Kampf. Doch konnten sie wider die Stadt selber nichts ausrichten, und wie's Abend ward, gingen sie wieder an Bord. Der Wind aber war umge-

sprungen und ließ sie nicht westwärts aus dem Gellen zurück, so segelten sie nach Süd durch den Strelasund. Derweil lief ein halb Duzend von Rauffahrerkoggen aus der See in den Stralsunder Hafen, und der Burgemeister Glas von der Lippe setzte hurtig Mannschaft und Donnerbüchsen drauf, daß sie über Nacht zu Orlogsschiffen wurden. Der Wind war aber wieder nach Osten herumgegangen, daß die Dänen im Greißwalder Bodden Kehrt machten und durch die Enge an der Stadt vorübersegelten. Da brachen die Stralsunder Koggen jählings in sie hinein und rannten die ganze Dänenflotte in den Grund oder schleppten die Schiffe als Beute heim. Allein das Admiralschiff kam mit seinen gepanzerten Mittern davon und brachte Kundschaft nach Dänemark, wie die »deutschen Garpenden Schimpf wett gemacht. Das war bei der Insel Strela, die heißt seit dem Tag Dänholm, und des Dänenkönigs Erich Letztes war's, denn er lief danach wie ein Dieb mit dem Krongestein bei Nacht von Schloß und Reich und ward ein Seeräuber auf Gothland.“

Nun hatte das Mädchen den oft gelesenen Chronikbericht auserzählt und es war wieder stimmlos still in der Stube; nur da und dort bliesen sich ein paar Baden auf und stießen mit einem glucksenden Ruck die Luft heraus, eine Art bildlicher und tönender Nachahmung, wie die windgebauchten Stralsunder Segel in die Dänenflotte gestoßen. Aber old Peer allein sprach: „Dat weer de dudische Hanse.“ Dabei schienen seine beiden Augen ihre Höhlungen nach allen Richtungen auszuwehnen und zu zwei großen grellflamenden Blendspiegeln anzuwachsen. Und danach hob er den Arm, ließ die Faust auf den Tisch fallen und rief: „Wo is se blewen? Ik seh' nix as Water un Wind! Wo is de dütsche Hanse blewen? Weest Du dat, Tileman Luchterhand?“

Die letzte Frage sprach Einen an, der ihm grad' in den Wurf fiel. Es kam noch ein junger Schiffer durch die Thür, sichtlich eben aus hohem Seegang an's Land, denn sein Hansup war nicht nur gischtbespritzt, sondern triefend durchnäßt. Sein Kopf bückte sich bei'm Eintritt etwas vor, gewohnheitsmäßig schien's, wenn er sich voll aufrichtete, stieß sein störriger Scheitelwirbel an die Deckbalken. Von Vaterabkunft her hieß er eigentlich Tileman Daub, aber er ward von Kindheit auf stets nur Luchterhand genannt, weil er linkshändig war. Von seinen Hünerschultern ragte der Kopf auf einem schlankeren Hals, als dem der übrigen Stubeninjassen, doch auch in seinem Gesicht war etwas, was die Anderen nicht besaßen. Wo's lag, ließ sich, zumal in dem trüben Nackerlicht von Lampe und Herdfeuer, nicht gleich finden.

„Wat hefft Si, old Peer?“ antwortete er, die

Frage des Alten nicht verstehend. Doch Swanefke kam einer Erläuterung des letzteren zuvor, denn sie rief:

„Wo de Hansen blewen sind, Badder? Up't Water krupt se noch, awer se hebbt keen rechte Füßt mehr.“

Ihr Ausruf erschien als ein allgemeinbezüglicher auf mangelnde Aermkraft der heutigen Nachkommen der alten Hansen, doch zwei Ohren faßten offenbar einen heimlichen Stachelklang darin auf, der die rechte Hand der linken gegenübergestellt. Wenigstens drehte Tileman Luchterhand den Kopf gegen die Sprecherin und stieß durch halb lachende Zähne:

„Meenst Du, Swanefke? Dat kunn of we'n, dat je dat Hart nypp scheefe Sit inne Voßt hebbt.“

Zugleich ließ sich jetzt erkennen, was es war, wodurch sein Gesicht sich von denen der Andern unterschied. In einem strahlenden Blau seiner Augen lag's; sie waren nicht grell, wie die Peter Schüddekops, aber sie warfen einen Glanz zwischen den Lidern hervor, der an die windbewegte Ostsee unter sonnenhellem Himmel gemahnte, und so tauchten sie sich aufleuchtend in die meergrünen Augensterne des Mädchens. Ein kurzes Hin- und Herflimmern zwischen den Blicken war's, zugleich wechselseitig vertraut und trotzig herausfordernd, dann sagte Swanefke:

„Heßt Dößt?“

Die Frage enthielt das Anbieten eines Trunkes, doch im Ton klang wieder etwas Geringschätziges, als nehme sie an, er komme nur, weil er wisse, daß er seinen Durst hier stillen könne. Und fast war's, als klinge noch Eines hindurch und die Frage beziehe sich spöttisch auf ein Begehren seiner Lippen nach noch etwas Anderem. Er antwortete nur kurz: „It heßt Di nich nöddig dato,“ und trat in den Hintergrund der Stube an den Heerd. Sein Thun zeigte ihn als wohlvertraut im Hause des Alten, denn er streckte die Hand nach dem Kessel, um selbst sich einen heißen Trunk zu mischen. Doch das Mädchen folgte ihm hurtig nach und sagte:

„Büßt Du Söhu in't Hus? Sunst lat Din Fingir davun af.“

Das war ein Spottwort, welches ihm doch das Blut in's Gesicht warf. Sie hatte Sohn gesprochen, aber es hatte den Sinn gehabt, Schwiegerjohn; er that indeß, als ob er nur das erstere darunter verstanden, und gab zurück:

„Beerst Du min Süster, hölst Du wol Din Tähn heter tosam.“

„Söv'st, it harr bang vör Di?“

Ihre Gestalt reckte sich hoch und herausfordernd auf, und die vier Augen maßen sich einen Moment wieder mit einem sonderbaren Lichtge-

flacker. Dann griff sie nach dem Henkel des Kessels, um ihm denselben zu entreißen. Er hielt fest, und sie rangen; aber er war doch stärker und mußte schließlich die Oberhand behalten. Da bog sie mit plötzlichem Ruck das Ausgußrohr des Kessels vornüber, daß ein Strahl des kochenden Wassers auf seine rechte Hand niederschloß. Die getroffene Stelle färbte sich sofort mit dunklem Roth, unwillkürlich ließ seine andere Hand den Henkel fahren, den Swanefke nun kräftig an sich riß. Doch ohne Laut verbiß er den ungeheuren Schmerz, den die große Brandwunde ihm verursachen mußte, und trat gleichmüthig vom Herd in den Vordergrund der Stube zurück. Der Blick des Mädchens folgte ihm kurz mit einem halb ungläubigen Staunen. Sie kannte den Schmerz, den eine weit geringere Menge siedenden Wassers erzeugte, und wußte, sie hätte aufgeschrien. Jetzt mischte sie Branntwein mit heißem Aufguß in einer irdenen Schale und stellte diese wortlos vor die Wandbank, auf die Tileman sich gesetzt. Und ebenso wortlos griff er danach mit der verbrannten Hand, als sei ihr nichts geschehen.

Peter Schüddekop hatte star vor sich hingesehen und sprach nun: „Hüt sünd dat nich Dänen, se hebbt annere Namens. Awer old Clas is nich da.“

Mit dumpfem Knall dröhnte es von Stralsund herüber in seine Worte, zugleich ging die Thür auf und es kam noch ein Abendgast von selber Art wie die übrigen. Nur lag in seiner Miene etwas Aufgeregtes, er rief bei'm Eintritt:

„Nu komt se of vun de Waterkant!“

„Wem kümmst, Berndt?“ frug der Alte.

Berndt Arend, der Ankömmling, gab mit ungewohnter Zungenfertigkeit Antwort. Er hatte nordwärts an der Südspitze der Insel Hiddens-De Nege gezogen, da war's im Dämmern westher von Darjer-Ort an der mecklenburgischen Küste hoch und schwarz über's Wasser gekommen, eine hochmastige Rogge, doch auf den Hinblick kein Däne und kein Schwede. „Dat is mi so'n Tüg“, hatte Berndt Arend sich gesagt, seinem Boot Segel aufgesetzt und war gegen das fremde Ding aufgelaufen. Und wie er näher herantkam, blieb ihm kein Zweifel, es sei ein erstes im Wismarer Hafen hinter'm Balsich gerüstetes Orlogschiff des „Generalkapitäns der Armada auf dem baltischen Meer,“ das bei Nacht und Wind auf Kundschaft auslaure, wie es draußen in der Rügen'schen See stehe und ob es etwa im nächsten Nachtdunkel mit Succurs Stralsund von der Wasserseite beikommen möge.

Athemlos hatten alle Hörer die gewichtige Botenschaft sich an's Ohr schlagen lassen; die monatelange, treibende Geschäftigkeit auf der Rhede von Wismar warf das erste Vorzeichen ihrer dunklen Drohgefahr aus, und ein Murmeln lief jetzt um:

„Se kamt — wenn se dat Water tvingt, dat is of vör uns dat legt.“

Nur Tileman Luchterhand sprang auf und rief: „Sünd wi Stok un Steen, to töben, bet se öwer uns kamt?“

Aber er ward überdröhnt von einem hausschütternden Faustschlag auf die Tischplatte, daß die Näpfe kollerten. Aufspringend hatte Old Peer ihn heruntergedonnert, stand mit den aufgerissenen Augen wie eine heranrollende schaumwähnige Welle und schrie:

„Du heft em sehn, Berndt? Se schall achtern Walfisch vertellen, dat de Hanjen noch up't Water sünd! Kut, Jungens! Up den Wallensteiner! Wer löppt mit mi ut? Min Snigg heet Clas vun de Pipp!“

Die Stille in der niedrigen Stube war mit einem Schläge in lautes Stimmengetöse verwandelt. Tilemans Ruf scholl zuerst nach: „Kut mit old Peer! En Wiß, de vunnacht up't Dröge sitt!“ und es war keiner, der mit Wort oder Miene Widerrath leistete. Zugleich fuhr eine unvermuthete Rührigkeit in alle langen, ungelent scheinenden Gliedmaßen; wie bei einem jähen Sturmstoß auf der See ihre Arme und Beine in die Gasseln hinausslogen, so sprangen ihre Füße vom Sitz. Gesprochen ward nichts mehr, lautloses Gedränge ging durch die Thür, theilte sich hierhin und dorthin den Dorfhäusern und Hütten von Olde Behr zu. Nur kurze Zeit verging, dann kam's überallher zurück und sammelte sich an der Fährbrücke; wie die kleinen Trupps dort zusammengetroffen waren, machten sie ungefähr die doppelte Kopfszahl von denen aus, die zuvor in der Stube Peter Schüddefops gesessen. Jeder trug eine Art oder einen Spitzkolben in der Hand, auch jetzt fiel kaum ein Wort, die dunklen, nur in Umrißen unterscheidbaren Gestalten verschwanden eilig in einige Bote, Ruder schlugen rundum ein, und gleich schwarzen taumelnden Schatten zog's über den Gellen. Die Nacht war finster, doch nicht vollkommen lichtlos, nach Osten zu sprengelten sich einzelne helle Flecken über den Himmel und thaten kund, daß der Mond hinter den fliegenden Wolken aufstieg. Eine Weile tanzten die kleinen Fahrzeuge in gleicher Richtung über das gluckfende, weißquirlende Wasser, dann hob sich etwas größeres Schwarzes, auf und nieder schaukelnd, vor ihnen. Die Häringsfnigge old Peers war's, blitzschnell ging's aus der ersten Zolle am Fallreep empor, die Inassen der nachkommenden enterten am Backbord auf. Mit unglaublicher Hürigkeit waren die Bote an die Wanten gehißt, das Antertau rollte am Gangspill in die Höh, Segel knatterten im Wind, bauschten und bogen die Masten des nordwesthin fortschießenden Schiffes. Zur Linken hoben St. Nicolai und St. Marien ihre schwarzen

Thurmsilhouetten über Stralsund gegen den Horizont, hinter ihnen landeinwärts glühten als rothe Flecke da und dort die Wachsfeuer der Belagerer. Von St. Jacob schlug's zehn Uhr, verhallend trug der Wind den Schall der kreuzenden Snigge nach. Sie machte ein paar Schläge zwischen den flachgestreckten, dunklen Küstenlinien Kügens und des pommerischen Festlandes hin und wieder, bis sie sich durch das enge Fahrwasser in's Freie gearbeitet. Dann schnitt sie mit günstigem Wind gradaus durch die breite Bucht unter Hiddens-De in die See.

Das dämmernde Halblight nahm zu, denn der Mond stieg höher. Manchmal flog ein plötzlicher weißer Glanz auf, daß einen Augenblick alles Tafelwerk der Masten gleich einem vielfädig ausgespannten Netz in der Luft stand; rasch drauf verschwand es wieder wie vom Wind zerrissen und über die See davongewirbelt. Ueber die Wolkenslücke, durch welche die Mondscheibe flüchtig vorgeblitzt, war es schwarz heraufgejagt, und Alles lag wie zuvor nur in einem allgemeinen ungewissen Zwittern. Im Vordermastkorb hochte Zoost Sökeland; er suchte jetzt nicht Land, sondern sein Blick lugte rastlos nach dem Auftauchen eines dunklen Körpers über den Wogenbergen und Thälern. Alle drunten am Bord thaten das Gleiche, doch ein Wellengischtmantel umschleierte zumeist das Schiff.

Old Peer hielt das Steuer, Tileman Daub lief hin und her, wo's zu schaffen gab. Nun gebot er Einem, an dem er vorüberkam: „Sett den Butenklüwer bi!“ Einer der kurzen Lichtblicke brach hervor und warf seinen Schein unter dem breiten Südwefter auf das Gesicht des Angesprochenen und über sein bernsteingelbes, im Nacken aufgenotetes Haar. Mit einem Kopfruck hielt Tileman stehend an, unter der Krämpfe schillerten die Meereraugen Swanefe Schüddefops ihm entgegen. Ohne daß er sie bemerkte, hatte sie sich mit eingeschiffst. Sie erschien völlig allen Uebrigen gleich, trug einen dicken Wollenhanjup ihres Vaters und einen blinkenden Spitzhammer in der Hand.

Halb noch ungläubig stieß er hervor: „Du? Wat wist Du hier up't Water?“

Sie gab mit trozigem Mund Antwort: „Du heft seggt, Wiver bliwt to Hus. Dack'st, if weer een davun?“

Nun fuhr's ihm unwirsch durch die Zähne: „Dat Schip brukt so'n Ballast nich, de hört an'n Melkpot!“

Ohne Erwiderung drehte sie sich und setzte nach seinem Geheiß den Außenklüwerbaum bei, als ob sie eine weibliche Arbeit im Haus verrichte.

Gleich danach rief Zoost Sökelands Stimme von oben durch das Geseiß der Luft: „It seh em lud up!“

Alle Hälse reckten sich ein paar Minuten noch

vergeblich, dann fiel auf einmal mit breiter Strahlen-  
garbe wie Schneelicht der unbewölkte Vollmond durch  
die Nacht. Es war, als habe er allen Wasserdunst  
zwischen Erde und Himmel ausgezogen, denn er  
blieb jetzt und zeigte dicht windauf eine hochmastige  
Kogge mit hohen Kastellen auf dem Vorder- und  
Hinterdeck. Sie trieb unter Halbsegeln, offenbar  
ohne kundigen Lootsen an Bord und ungewiß in  
dem fremden Gewässer das Frühlicht erwartend. Der  
neue Herzog von Mecklenburg besaß Landtruppen  
in Fülle, aber Seeleute mußte er sich für seinen  
Flottenbau erst suchen und bilden.

Kein Laut, keine Regung auf der Snigge. Nur  
mit tief niedergebogenen Linnen flog sie gegen die  
Kogge heran. Nun so nah, daß man auf dieser die  
Wachtposten erkannte. Sie blickten halb schläfrig,  
halb neugierig verwundert auf das kleine, im Ver-  
hältniß zu ihrem Schiffe winzige Fahrzeug, das hart  
an ihnen vorüber schneiden zu wollen schien. Da  
riß Peter Schüddelkopf jach das Steuerrohr luv um,  
und wie eine umschwenkende Möwe lag mit einem  
Schlage die Snigge leewärts an der Seite der Kogge.  
Hinübergeschleuderte Kettenhaken rasselten im selben  
Augenblick auf das Deck der letzteren, und vom  
Steuerbord niederspringend, brüllte old Peer durch  
Wind und Wellengetatsch gegen das Wallensteinische  
Drlogschiff hinüber: „Dudesche Hanse!“

Doch auch die überraschten Wachen drüben schriean  
jetzt: „Mordrio!“ und aus dem Bauch der Kogge  
dröhnte und klirrte es herauf. Sie barg mindestens  
die fünffache Ueberzahl der tollkühnen Angreifer,  
Partisanen und Hellebarden junkelten diesen im  
Mondlicht entgegen. Doch es waren Rügen'sche  
Schiffer gegen Landratten, und sie stürmten nicht  
an der Breitseite den vorgestreckten Speeren in die  
Schneide, sondern mit unsäßbarer Schnelligkeit, als  
hätten sie Flügel, hingen sie rund um die Kogge und  
enterteten von allen Seiten gleichzeitig auf. Old  
Peer aber überschrie das Getümmel und Getöse:

„Wer todvörst haben is, den hört min Schip to,  
min Hus, min Tochter, wat he will!“

Seine weiße Haarmähne um Kopf und Kinn  
flatterte barhaupt im Wind, aus seinen grellen Augen  
schossen Funken, loderte es wie todverachtender Irr-  
sinn. So hatten die alten Seekönige mit riesiger  
Faust das feindliche Schiff gepackt und gehalten.

„Ik bin todvörst, old Peer!“ schrie es von drü-  
ben, und Tileman Luchterhand schwang sich von  
rückwärts auf's Deck der Kogge. Doch im selben  
Augenblick schnellte sich unweit von ihm eine andere  
Gestalt durch die Wanten, und Swanefke Schüdde-  
kops Stimme rief: „Prahlmaz, ik meer vör Di!“  
Ihr Haarknoten hatte sich aufgelöst, und wie flüchtig  
gewordener goldgelber Bernstein rann es ihr über  
den Rücken und bis über die Hüften herunter. In  
ihrer Rechten blitzte die eiserne Siebwaaffe, und wie

eine Walkyre Odins warf sie sich achtlos auf die  
von unten heraufstürzenden Feinde.

Ein wildes Toben war's auf der schwankenden  
Holzplanke über der wogenden, nächtlichen See.  
Ringsher von den Brüstungen stürmten die behan-  
supten Schiffer, zottigen Bären ähnlich, auf die Ver-  
theidiger der Kogge, ihre kurzen Aegte und Streit-  
kolben schmetterten von allen Seiten auf die Köpfe  
der letzteren herunter, deren lange Stoßwaffen im  
dichten Handgemenge überall unterlagen. Rasch deckte  
ein Duzend niedergestreckter Wallensteiner das Mittel-  
deck, die andern suchten die Kastele zu gewinnen,  
um ihre Speere gebrauchen zu können, doch auf den  
Fersen drangen die Hümengealteten von Olde Wehr  
hinter ihnen drein. Von druntenher wälzten sich  
die aufstaumelnden Schläfer aus dem Schiffsraum  
die steilen Treppenstufen empor, aber vor dem engen  
Ausgang hielten Peter Schüddelkopf und Tileman  
Luchterhand Wacht. Sausend fuhr die Art des letz-  
teren, von der linken Hand geschwungen, auf der  
einen Seite nieder, wenn ein Kopf vortauchte; zur  
andern stand old Peer als ein todbringender Kiesel  
vor dem Aufdringen der hülflos gestauten Masse.  
Er hatte die Hellebarde eines der erschlagenen Feinde  
aufgerafft und ließ ihre breite Schneide gleich zuden-  
den Blisfunken in die dunkle Treppenöffnung hinein-  
fahren. Wenn er fühlte, daß sein Stoß einen  
Körper getroffen, lachte er wild: „Dat weer old  
Clas von Dänholm! Kamt an, wenn ji Luft hebbt,  
de dütschen Garpen tödt!“ Ohnmächtiges Wuthgeheul  
antwortete ihm von unten, wohl hunderte Gewaff-  
nete standen dort zusammengepfercht, denen zurück-  
stürzende Leichname und die zwei riesigen Wächter  
den Aufgang versperrten. Ausweglos saßen sie im  
Schiffsbauch gefangen; wären sie Wasserratten gewesen,  
so hätten sie sich aus den Speiluken an Bord herauf-  
zuentern versucht. Aber sie waren ungelente und  
seeunkundige Landratten und stauten sich, hülflos zähne-  
knirschend in der dumpfen finstren Kumpfhöhlung.

So hielten die Beiden ihre Wacht, doch eines  
der Augen Tileman Daubs ging dabei stätig mit  
spähendem Mövenblick durch die Mondnacht überall-  
hin, wo das lange Bernsteinhaar einen Goldschim-  
mer um sich warf. Und nun sprang er plötzlich  
mit einem Satz von seinem Posten, sein Arm holte  
aus und schmetterte mit der Art einen Landsknecht  
zu Boden, der im Begriff gestanden, Swanefke  
Schüddelkopf von hinten mit seinem Speer zu durch-  
rennen. Die Spitze der Partisane traf im Nieder-  
sturz noch ihren Rücken, sie fühlte es und sah, ge-  
wendet, was sie bedroht. Doch sie stieß nur acht-  
los aus: „Dat harr ik fülben kumt, bliv Du, wo  
Du henhörst, un kümmer Di nich um wat anners.“  
Damit schoß sie wieder in's Gemenge, die scharfe  
Packe ihres Spitzhammers troff roth von Blut.

Das Ganze mochte fünf Minuten gedauert haben,

man war's vorbei. Etwa dreißig Mann von der Besatzung der Rogge, denen es noch gelungen, rechtzeitig aus dem Schiffsinnern herauszukommen, lagen, von Art und Kolben niedergehauen, auf dem Deck und den Kasteilen. Pardon war nicht gebeten und nicht gegeben worden, die wildblütige Zeit kannte keine Schonung; das Meer hatte an Wenigen die erbarmungslose Hinschlachtung von Hunderttausenden auf dem Lande gerächt. Von den Schiffen waren nur zwei mit Speißen durch die Brust gestochen, daß die Spitze ihnen im Rücken herausgedrungen, und die doppelte Anzahl verwundet. Hurtig schleiften ein Paar Duzend Hände der Ueberlebenden jetzt zwei Rollen von der Snigge herüber und schleuderten sie krachend vor die Kusmündungen der Treppen. Danach bedurfte es des lebendigen Niegels nicht mehr; die Orlogskogge der Wallensteinischen Armada war mit ihrem eingesperreten Waffentrost drunten willenlos in der Hand der Sieger. Mit der Sicherheit und Behendigkeit von Leuten, denen auf dem Wasser nichts Fremdes begegnen konnte, setzten sie alle Segel des eroberten Schiffes bei, nahmen die Snigge in's Schlepptau und drehten das Steuer heimwärts nach Stralsund. Doch mußten sie jetzt gegen den östlichen Widerwind auf, der sie zwang, in langen Schlägen zwischen der pommerischen Küste und Hiddens-De zu kreuzen.

Die Herzen unter den dicken Wämmsjeren klopfen wohl mit einem kräftig-stolzen Schlag, aber der Mund that nach Väterart und Landesbrauch wenig davon kund. Jeder vollzog ruhig die ihm zufallende Arbeit; die todtten Feinde waren über Bord geworfen, und Niemand hätte mehr geahnt, welch' wilder Tumult auf Tod und Leben noch vor Kurzem zwischen den Kasteilen gebrüllt. Wie ein friedlicher Kaufahrtseifahrer zog die Rogge mit ihrer sonderbaren Ladung im Binnenraum dem Gellen zu.

Dann trat Tileman Luchterhand einmal an Peter Schüddekop heran, der thronend auf einem Kasten saß, reglos mit den weiten Augen vor sich hinausblickend, einem weißköpfig-uralten Gallionsbildnisse ähnlich, das nächtlicher Weise vom Grunde der See heraufgekommen. Sein Gesicht hatte etwas Geisterhaftes, Abwesendes; ab und zu sprach sein Mund laut vor sich hin: „Dat is de dudesche Hanse. Se lebt noch.“

Nun sagte Tileman ruhig: „Ik wer tovdorst haben, old Peer. Woans steiht dat mit dat, wat Ji seggt hebbt?“

Der Alte drehte ihm die grellen Sternaugen zu und wiederholte: „Du weerst tovdorst haben vun de Hansen, ik hefft' hört und sehe. Wat het he seggt?“

„De kann jin Schip nehm un jin Hus un wat he wull.“

„Wenn old Clas vun de Lipp dat seggt het, denn steiht dat Wort as de Maft.“

Peter Schüddekop sprach nicht von sich selbst, er war der Bürgermeister Claus von der Lippe, der vor zweihundert Jahren den Schimpf wett gemacht, den die Dänen den „Deutschen Garpen“ in Stralsund angethan. Tileman versetzte gleichmüthig:

„Schip un Hus heff ik fülben, aber keen Fru binnen. Ik will nix anners, as de Dochter, de Ji utsett hebbt.“

„De Deern wist Du?“ erwiderte der Alte, ohne eine Miene zu verziehen. „Old Clas het se utsett. Denn nimm de Deern.“

Der Kopf Tilemans wandte sich nach der Seite, wo das Mädchen unfern stand, und er sagte: „Hest hört, Swaneke, bist mi tospraken.“

Sie gehörte ihm, denn des Vaters Wort verfügte mit Macht und Recht über die Tochter. Doch Swaneke antwortete nur mit einem Kopfruck, der ihr das Haar auf die Schulter stob:

„He is narrsch vunnacht un spökt inn' Kopp. Wer mi hebben will, mutt bi düsse Hand frien, Tileman Luchterhand.“

Ihre Rechte machte dazu eine muskelstraffende Bewegung mit dem Spitzhammer, den sie beim Kampf auf die Köpfe der Gegner niedergeschwungen, und sie schritt seitab an die Schiffswandung; nur ein spöttisches Lachen trug der Wind noch von ihrem Mund zurück. Der junge Schiffer gab nichts zur Antwort, sondern führte seine vorige Thätigkeit gelassen fort. Als ob der Mond neugierig gewesen, was drunten auf der See vorgehe, schien er bis jetzt alles Gewölk seitwärts von sich abgeschleucht zu haben. Doch nun kam's wieder tiefschwarz hinter ihm drein, man sah noch die weißlich schimmernde Dünenküste der Insel Hiddens-De, der die Rogge bei ihrem Querschlag entgegenlief, von der hohen Sandkuppe des Bakenberg's überthürmt, dann jagte die dicke Wolkenmasse über die nächtliche Himmelsleuchte. Auch der Wind schnob stärker mit ihr auf und bauschte die Segel zu tausendem Flug, im Gegensatz zur Helle bisher fiel es schwer dunkel herein und Alles verschwand außer den Schaummähnen um den Schiffsrumpf. Doch der Blick Tileman Daub's, der suchend hin und wieder schlenderte, unterschied einen Bernstein-schimmer durch die Nacht; vom Rücken einer Gestalt glimmerte er, die an der niedrigen Wandung stand und auf das Gewoge unter ihr hinabschaute. Niemand befand sich umher, und der unvermerkt Hinzuschreitende legte die Hand auf die Schulter des Mädchens und frug:

„Weer dat Din Lehtes, Swaneke, dat Du nich wist?“

Auffschreckend fuhr sie störrisch herum: „Dat mi nich an, sunst geht Di't stecht!“

Aber nun schlang er blitzschnell mit eiserner Kraft seinen linken Arm um ihren Leib und stieß aus: „Du hörst mi to, ik mat mit Di, wat ik will!“ Und sich vorschleudernd riß er sie unwiderstehlich mit sich über die Brüstung, gradaus nieder in die See. Hinter der ruhigen Miene hatte die Nacht heut ihm die Glieder mit wildem Blut durchtocht; wenn sie nicht mit ihm leben wollte, sollte sie mit ihm untergehen. Es war die alte, blinde Verferkerwuth der Borväter, die über ihn gefahren.

Im Dunkel und Gepfeif des Windes vernahm Keiner etwas von ihrem jähen Sturz. Eh' sie wieder auftauchten, war die forttrahende Klogge schon in der Finsterniß verschwunden.

Tileman hatte beim Absprung in die Tiefe die Hand nicht von dem Körper des Mädchens gelassen, er hielt sie unter'm Wasser und kam so mit ihr in die Höhe. Mechanisch ruderte sie mit den Armen auf, der nächste Augenblick zeigte, sie war des Schwimmens kundig trotz jedem Schiffersohn von Nügen. So machte sie einige Schläge, bis sie voll die Besinnung wieder gewonnen, dann riß sie sich mit einem kraftvollen Ruck von der Hand Tilemans los und schwamm dahin. Worte zu wechseln war unmöglich; Wellenberge kamen und zogen Beide in Thäler herab und hoben sie wieder auf Schaumkämme hinauf. Doch der Bernstein glimmer deutete ihm ihre Richtung durch das Gischttaesprühe, lang stoß ihr Haar auf den quirlenden Wassern hinter ihr drein.

Ihm that's Keiner am Gellen auf und ab an Kunst und Ausdauer im Schwimmen gleich, allein nüchterne Besonnenheit war ihm zurückgekehrt, und wie er sich, aufschnellend, einen Moment hob und in einem Mondblick den Dünentopf des Balenbergs noch weit vor sich wahrte, sagte er sich, es sei auch ihm unmöglich, Hiddens-De so zu erreichen. Mit den Füßen Wasser tretend, blieb er zurück, entledigte sich mühsam, oft von übertippender Welle fast erstickt, seiner schweren Kleidung und danach unter noch größerer Anstrengung der Stiefel, dann aber schoß er, einem silberschuppigen Fisch ähnlich in der dunklen Fluth aufglänzend, Swanefke Schüddelkopf nach. Sie hatte weiten Vorsprung erreicht, doch ihr Haar wies sie ihm nach geraumer Weile wieder über einer breiten Welle, und, schneller beweglich jetzt, holte er sie ein. Sie lag tiefer als zuvor im Wasser, sichtlich mußte sie alle Kraft ihrer Halsmuskeln anspannen, um Nase und Mund zum Athmen fähig empör zu halten, der vollgefogene dicke Hansup zog sie schwer herab. Nun schnellte Tileman sich an ihre Seite und schrie mit höchstem Aufgebot seiner Zungen: „Treck Di ut! Ik hol Di!“ Sie vernahm's und verstand's, aber sich auf den Rücken werfend, stieß sie ihn mit den Füßen von sich und rang sich weiter. Er folgte nach und

II. 2.

hielt sich neben ihr, eine Weile ging's so wieder fort. Dann verstärkten sich die Zeichen ihrer Ermattung, immer schneller wechselte sie die Lage auf der Bruit und auf dem Rücken, ihr Nacken hob sich nicht mehr aus dem Wasser, das den Athemstoß ihres Mundes überschwoll. „Du sackt!“ schrie er noch einmal und packte ihre Schulter. Der Mond fiel klar wieder aus einer Lücke, sie drehte das Gesicht halb auf, und ihre grünen Augen schillerten ihn an. Es stand darin, daß sie wußte, was er beabsichtigte, und daß sie ihn tödten werde, wenn sie könne, ihn daran zu hindern. Aber sein Wille war übermächtig, er krallte die Nägel seiner rechten Hand in ihr Wammis: — sie rangen ein paar Augenblicke auf Leben und Tod; dann hielt seine Linke sie umklammert und bändigte sie machtlos, denn er drückte ihren Kopf unter's Wasser, daß nur ihr gelbes Haar noch droben zurückblieb. Als er sie, beinahe erstickt, wieder heraufkommen ließ, um keuchend nach Luft zu ringen, tauchte sie, fast des Gewandes entledigt, empör. Ihre Faust hob sich, sein Gesicht zu treffen, da zwang er sie abermals bis über den Scheitel hinunter, und wiederum, und nochmals, daß ihr die Besinnung verging. Er hielt sich und sie nur mit übermenschlicher Kraftanstrengung seiner Füße, während seine Hände ihr Werk vollendeten, und es gelang ihm. Jetzt schleuderten die Wogen den zerrissenen grauen Hansup hinter ihr auf und schlangen ihn im nächsten Moment in die Tiefe. Von ihrer niederziehenden Last befreit, rang Swanefke mit dem Dranginstinct des Lebens selbstständig sich wieder aus den Wellen empör; seine Hände packten nun nach ihren Füßen, und es dauerte geraume Zeit harter, fast ausichtsloser Mühe, doch dann hatte er ihr auch die schweren Stiefel herabgezerrt. Es wäre unmöglich gewesen, wenn sie sich dagegen, wie zuvor, zur Wehr gesetzt; aber sie that's nicht mehr. Sie selber half nicht mit, doch sie ließ es geschehen. Und jetzt war sie frei und ledig gleich ihm; man wahrte, wie die Kraft ihr voll zurückgekommen. Mit mächtigem Vorstoß warf sie sich gegen die Wogen auf, ihre Schultern perkten aus dem Gischt, wie eine Nixe schwamm sie dahin, die lang nachfließende Goldgarbe hinter sich dreinziehend.

Tileman Daub hatte sich am Bord der Klogge blindlings von dem Sturm in seinem Blut überwältigen lassen und erst aus der kalten, nassen Tiefe Besinnung in seinen Kopf zurückgeholt. Und jetzt hatte er sein wildes Thun wieder wett gemacht, soweit es das Leben Swanefke Schüddelkopfs bedroht. Er kannte ihre Kraft und Gewandtheit und wußte, der hemmenden Kleider entledigt, werde sie Hiddens-De sicher erreichen. Doch er wußte auch, wenn sie an den Strand komme, werde sie den ersten Stein aufraffen, um ihm den Kopf damit zu zerschmettern.

Nun durchfuhr ihn ein Gedanke. Die schmale Insel war ihm auf Schritt und Tritt bekannt und so auch die Bewohner der kleinen, da und dort an ihrem Rand verstreuten Fischerhütten. Mit verdoppelter Schnelligkeit durchspalteten seine Hände die Wellen, um an's Ufer zu gelangen; der hohe Seegang ließ unter dem Dünengang des Eilandes bereits nach, bald berührte sein Fuß in leichtem Wasser den weichen Sand. Hurtig lief er vorwärts, und um wenige Minuten später polterte seine Faust an die Thür einer der armseligen Hütten. Vom Schlaf aufwachend, kam ein alter Fischer hervor, hülfbereit und ohne Staunen, denn nächtliches Antreiben von Schiffbrüchigen an der Küste zählte nicht zu seltenem Vorkommniß. Nach kurzem Wechselwort händigte er Tileman bereitwillig seinen eigenen Hansjup und einen alten Mantelrock seiner lang verstorbenen Frau ein, und bekleidet lief der junge Fischer an den Strand zurück.

Mit Kieseln und Muscheln glitzernd, lag dieser jetzt von wolkenloser Mondhelle übergossen. Nur mit einem leichten Schaumkamm sich kräuselnd, rollten die Wogen hier langgleichmäßig an's Gestad, weißbrüstige Möven schossen drüber und verschwandend kreischend im rinnenden Licht. Doch da kam nordaufwärts über den gelben Sandboden durch das Strahlengeflimmer eine Menschengestalt, vom Scheitel bis fast zu den Knien herab wie mit Goldfäden übersponnen. Und nun hielt Tileman Daub den Fuß, schleuderte den mitgebrachten Rock vor sich hinaus und rief: „Da is en Kled vör Di, dat Du nich früßt!“

Aber gleichmüthig schritt die Gestalt weiter auf ihn zu. Sie raffte keinen Stein auf, sondern legte, bis an ihn hinantretend, den Arm ihm um den Nacken und sprach: „Du heft um mi friet, un de Badder het mi Di tospraken. Ik kunn Di nich ehnder den Brudruß geben, Tileman Luchterhand.“

Sich vorbeugend, küßten ihre Lippen durch das Bernsteinhaar seinen Mund. Ihre Stimme sprach sanft und weich, etwas wie ein leiser Klage-ton klang durch sie hin. Und traumhaft stand sie da, ganz ihrer selbst vergessend, doch auch sonst nicht, wie früher. Sie erschien ihm klein, die Wucht der Glieder von ihr abgefallen, wie der harte Troß von ihrem Gesicht. Das war keine Schildwallyre mehr, sondern eine Schwanenjungfrau Odins, der ein Sterblicher am einsamen Seegestad ihr Gewand geraubt und sie dadurch in seine Gewalt gebracht. Zu einem schwachen, irdischen Weibe geworden, folgte sie ihm unterwürfig als Gattin, wohin er sie führte. So raunte es am Herd in der Sturmnacht noch fort, daß diese weiße Dünenküste es in den Tagen der alten Vordäter-Götter gesehn.

Auch Tileman Daub stand, von Wind und Wasser umrauscht, wie in einem Traum. Ihn

kam schauernd das Gedächtniß der alten, oft belauschten Sage, und leise, kaum vernehmbar, raunte er: „Heff ik Di, Swanensfru? Davör hebbt se Di Swanefe nennt, Du stammst vun de Art.“

Doch nun stieß er jäh heraus: „Du früßt — treck Di an!“ Er bückte sich rasch, hob den Mantelrock vom Boden, warf ihn um sie, und das wunderfame Bild war aus dem Mondglanz verschwunden.

„Kumm!“ Er faßte ihre Hand. Aber sie warf sich auf die Knie und griff nach seiner rechten Hand, über die sie am Abend das siedende Wasser geschüttet. Und mit dem Klage-ton von zuvor sagte sie: „Deiht et noch weh? Dat het mi in't kole Water brennt as Füer“, und sie drückte demüthig ihre Lippen auf die rothe Blase der verbrannten Hand.

Nun gingen sie zusammen der Fischerhütte zu, wo das Mädchen völlige Bekleidung erhielt. Der traumhafte Zauberbau der Mondnacht war vorüber, und seltsam übergoss jetzt, als sie, vom Hals bis zu den Füßen verhüllt, zu Tileman aus der Kammer zurücktrat, ihr Antlitz blutrothe Scham. Mit dem alten Fischer bestiegen sie das Segelboot des letzteren und steuerten südwärts den Gellen hinauf.

Das leichte Fahrzeug flog hurtig am Strand von Hiddens-De entlang, der Mond stieg abwärts und zeigte ihnen im Versinken die hochmastige Kogge, die noch mühsam mit dem Gegenwind kämpfend, erst den Eingang der schmalen Enge des Strelafundes erreicht hatte. Nun war das weiße Licht der Nacht erloschen, nur im Osten stand ein salber Strich des ersten Morgenscheins. Die Inassen des Bootes nutzten einen Augenblick, in welchem das Schiff die Segel umlegte und während des Stillstandes der Drehung glitt die kleine Zolle mit ihrem braunen Segel wie ein dunkler Schatten behend unter das Fallreep der Kogge. Gleich zwei Eickfagen schnellten Tileman und Swanefe sich an die Tawe hinüber, und das Boot flog schon wieder im Wind seitab.

Niemand am Bord hatte im tiefen Dunkel etwas davon wahrgenommen, wie Keiner ihre Abwesenheit bemerkt. Peter Schüddelap saß noch, wie zuvor, auf seiner Kiste und blickte reglos in die Nacht; jetzt trat Tileman Daub an ihn hin und sagte:

„Ik heff mit Swanefe spraken; se will.“

„Godt, min Söhn“, antwortete der Alte. „se kriggt de Snigg to Utstüer.“

Weiter ward kein Wort gewechselt. Es dämmerte, Tileman und Swanefe standen mit verschränkten Händen an der Brüstung, über die er sie in die Tiefe mit sich gerissen. Auch sie redeten kaum; er lachte nur einmal: „Dat weer hitt un fold Water dunnacht“, und sie sprach zurück: „Du

harrest min Hart all lang mit Din Luchterhand to-  
sat, awer dat Water weer dato nödig."

Er machte eine Armbewegung, als ob er wieder  
mit ihr in die See hinunter wolle: "Schüllt wi  
noch mal?"

"Nee, Du heft mi to fast ünnerduft."

Zur Rechten stiegen im Morgenlicht die Thürme  
von Stralsund auf. Noch ein kurzer Schlag, da  
ließ die Rogge wider die Uferbrücke der Stadt.  
Biel Volk stand drauf und sah verwundert dem  
fremden Orlogschiff entgegen. Nun sprang old Peer  
auf; weisumsplattert, die grellen Augen in die Ge-  
sichter am Ufer hineinbohrend, redete er die Hünen-

gestalt wie ein alter Seefönig vom Vorderkastell  
und schrie über Stralsund:

"Old Glas vun de Lipp kummt von Dänholm!"

Von der Armada des „Generals des oceanischen und baltischen Meeres“ stach kein zweites  
Schiff in See. Gustav Adolf von Schweden lan-  
dete zu Usedom an der pommerischen Küste; der  
neue Herzog von Mecklenburg ließ Thron und Land,  
wie es um ein Jahrzehnt früher der böhmische  
„Winterkönig“ gethan, und die befreite Stadt Stral-  
sund hatte mit Ketten, wenn nicht am Himmel, so  
doch am Meere festgehalten.

## Die Slavisirung Oesterreichs

von Dr. Rainer v. Reinöhl.

„Unser Wohlgefallen an dem, was recht ist, ist keine bloße Billigung,  
sondern es ist mit Interesse verbunden.“  
F. G. Fichte.

### I. Die Sprachenverhältnisse in den Kultur- staaten.

Der Nationalitätenhader in Oesterreich hat eine  
förmliche Literatur über den Sprachenstreit in's  
Leben gerufen; da konnte es nicht ausbleiben, daß  
die Sprachenrechte der österreichischen Völker mit  
jenen der Völker anderer gemischtsprachiger Länder  
zusammengestellt und verglichen wurden. Denn kaum  
irgend ein Staat erfreut sich einer national völlig  
gleichartigen Besiedlung. Spanien beherbergt in  
den baskischen Provinzen und in einem Theile von  
Navarra eine halbe Million Basken; derselbe Volks-  
stamm greift mit mehr als 100,000 Seelen über  
den Hochkamm der Pyrenäen nach Frankreich über.  
Außerdem leben im südlichen Frankreich noch zahl-  
reiche Provenzalen und im Norden die keltischen  
Bretonen (1,100,000). Aber die Sprache der Bas-  
ken hat sich niemals zur Schriftsprache entwickelt,  
jene der Bretonen ist zu einer bloßen Bauernsprache  
herabgesunken und der provenzalische Dialekt ist  
trotz seiner reichen literarischen Vergangenheit im  
13. Jahrhundert durch die nordfranzösische Schrift-  
sprache verdrängt worden. Daher haben alle diese  
Idiome ebensowenig eine staatliche Berücksichtigung  
gefunden, wie jene der ohnehin nicht zahlreichen  
albanesischen und slavischen Ueberbleibsel Italiens.  
Auch bei den in Irland, Schottland und Wales  
heimischen Resten der alten keltischen Bevölkerung  
Englands ist dies nicht der Fall, obwohl dieselben

mit 2,000,000 Köpfen 5.5 Procent der Bewohner  
Großbritanniens ausmachen. Wir haben es eben  
hier mit einem abhorrenden Sprachzweige zu thun,  
der sich niemals zum Range einer Schriftsprache  
erhob; aus diesem Grunde gewann auch die eng-  
lische Sprache unter Englands Kelten eine derartige  
Verbreitung, daß etwa nur 160,000 derselben des  
Englischen nicht mächtig sind. Noch unbedeutender  
als die genannten Völkerreste ist der im Rückgang  
begriffene Bruchtheil von Lappen und Finnen unter  
der germanischen Bevölkerung Schwedens und Nor-  
wegens. Die überwiegende Mehrzahl der 40 ver-  
schiedenen Sprachen und Dialekte Rußlands wird  
von auf einer niederen Bildungsstufe stehenden,  
meist nicht vielköpfigen Volksplittern gesprochen und  
die bedeutenderen derselben, wie die von fast 6 Mil-  
lionen gesprochene polnische, die lettische (beiläufig  
1 Million) und deutsche Sprache sind fast ganz auf  
die Grenze beschränkt. Zudem findet der Absolutis-  
mus des weißen Czaren in der beinahe völlig durch-  
geführten religiösen Einheit seines Völkergewirres  
und in dem starken Kerne des die Mitte des Reiches  
einnehmenden russischen Stammes, der zwei Drittel  
seiner europäischen Unterthanen umfaßt, eine sichere  
Stütze seiner Macht. Von Deutschlands Bewohnern  
gehören nur 8 Procent einer fremden Nationalität an  
und die Angehörigen derselben sind mit Ausnahme  
der Wenden allenthalben an der Grenze sesshaft,  
wie die 2,800,000 Franzosen und Wallonen im  
Westen, die etwa 3,300,000 Slaven und 150,000

Lithauer im Osten und die 150,000 Dänen im Norden. Die nördlichen Provinzen Belgiens (West- und Ost-Flandern, Limburg und Antwerpen) haben die germanischen Vlāmen, die südlichen (Lüttich, Namur und Hennegau) die französischen Wallonen inne, nur Brabant ist gemischt und zwar vorwiegend französisch. Auf die Vlāmen entfallen drei Fünftel, auf die Wallonen zwei Fünftel der Bevölkerung; beide Bevölkerungstheile sind räumlich ziemlich deutlich durch eine vielfach gekrümmte Linie von Menin nach Tongres geschieden. Die Hauptstadt Brüssel ist zum größeren Theile vlāmisch; es giebt zahlreiche gemischtsprachige Gemeinden; die Zahl der Wallonen in den vlāmischen Gebieten ist größer als die der Vlāmen in den wallonischen Landesheilen. In der Schweiz berührt sich der Sprachboden der Italiener und Franzosen mit dem deutschen Stammesgebiete; von den 2 $\frac{1}{2}$  Millionen Einwohnern betragen die Deutschen 70 Procent, die Franzosen 23 Procent, die Italiener 5.5 Procent; dazu kommen mehr als 1.5 Procent Ladinier. Nur 5 der 22 Cantone der Schweiz sind gemischtsprachig, nämlich Bern (83 Procent Deutsche, 17 Procent Franzosen), Freiburg (73 Procent Franzosen, 27 Procent Deutsche), Wallis (67 Procent Franzosen, 33 Procent Deutsche) und Graubünden (44 Procent Deutsche, 41 Procent Ladinier, über 14 Procent Italiener und beiläufig  $\frac{1}{7}$  Procent Franzosen); gemischtsprachige Gemeinden fehlen fast gänzlich.

Es werden also in Belgien nur 2, in der Schweiz 3 culturell vollständig gleichwerthige Sprachen gebraucht und eine vierte, die ladinische, welcher jedoch nur eine verschwindende Zahl der europäischen Bevölkerung in Graubünden und Tyrol angehört und die fast ohne Literatur ist. Schon daraus geht hervor, daß jeder Vergleich der österreichischen Sprachenverhältnisse mit den in diesen Ländern bestehenden Zuständen von Haus aus hinfällig ist; dasselbe gilt von den andern sprachlich gemischten Staaten Europas. Zwar ist die Zahl der in Oesterreich angesiedelten Nationalitäten, selbst wenn man auf die wenigen Armenier, Griechen und Albanesen Rücksicht nimmt, noch immer bedeutend kleiner als jene Rußlands; aber doch hat die letzte Volkszählung, die erste in Oesterreich, welche unter der Rubrik „Umgangssprache“ die Nationalität zu erheben versuchte, nicht weniger als 9 Umgangssprachen aufgenommen. Nach dieser Zählung machen die Deutschen 36.8 Procent, die Tschechen mit den Slovaken 23.8 Procent der österreichischen Bevölkerung aus, die Polen betragen 14.8 Procent und die Ruthenen 12.8 Procent; auf die Slovenen entfallen 5.2 Procent, auf die Italiener 3 Procent und die Serbokroaten 2.6 Procent. An letzter Stelle kommen die Rumänen mit 0.88 und Magyaren mit 0.05 Procent der zuständigen Bevöl-

ferung. Die Deutschen sind demnach allerdings das verbreitetste Volk Oesterreichs und sind auch jedem andern Stamme an Zahl doppelt und dreifach überlegen, sie bilden aber nicht wie die Russen oder gar wie unsere Brüder im Reiche die überwiegende, ja überhaupt nicht die absolute Mehrheit im Reiche. Ferner ist ihr Sprachgebiet von den Gebieten der anderen Stämme durchaus nicht so glücklich geschieden, wie dies in den übrigen europäischen Staaten gemischter Bevölkerung der Fall ist. Denn wenn auch die Deutschen in der Mitte des Reichs, in den Alpenländern, in geschlossener Masse ohne fremde Beimengung sitzen, so grenzen sich ihre Wohnsitze doch durch eine überlange Linie mit unzähligen Windungen und Krümmungen gegen die Ansiedlungen der übrigen Völker ab, dringt der deutsche Sprachboden insbesondere im Norden hier mit einer schmalen, wenig widerstandsfähigen Zunge in das tschechische Gebiet ein und läßt dagegen dort in einem breiten Busen oder in einem engen Canal die slavische Flut weit in sein Inneres einbuchen. Zudem lebt ein großer Theil unserer Stammesgenossen in ganz von fremdem Volkstume umschlossenen, meist kleineren Sprachinseln, so in Böhmen allein an die 150,000 Köpfe. Ja im inneren Mähren und in Südsteiermark wird das deutsche Element mit Ausnahme weniger, bereits stark zer-setzter und bedrohter Sprachinseln von nicht bedeutender Größe ausschließlich durch die Mehrheiten der Städte, wie Lundenburg und Leipnik, wie Marburg und Gilli gebildet. Ferner kann nur die ladinische Sprache mit jener der spanisch-französischen Basken oder der Kelten auf eine Linie gestellt werden, während die übrigen österreichischen Landessprachen zum Theil wenig unter oder auf, ja sogar über der Höhe der vlāmischen Sprache stehen. Wenn sich freilich jüngst der Führer der Alttschechen, Nieger, in der Prager Landstube zur Behauptung verstieg, die tschechische Sprache sei eine ältere Cultur-sprache als die deutsche und sich am selben Tage in derselben Landstube der jungtschechischen Führer, Gregor zum Ausspruch vermaß, die Deutschen seien nicht werth, den Tschechen die Schuhriemen aufzulösen, so können sie dadurch wohl Zweifel an ihrer geistigen Gesundheit erregen, vermögen aber nimmermehr die Sprache ihres Volkes der deutschen und italienischen ebenbürtig zu machen. Nur die Nationalitätenverhältnisse Ungarns sind in Bezug auf die räumliche Anordnung und die auf die einzelnen Stämme entfallenden Antheilszahlen den österreichischen ähnlich. Die Magyaren nehmen nämlich, von Kroaten und Slavonien abgesehen, in Ungarn mit 49.88 Procent der Gesamtbevölkerung die Mitte des Landes ein und haben auch außerhalb derselben eine weite Verbreitung. Ihnen zunächst stehen die Rumänen mit 16.05 Procent und Deutschen mit 14.29 Procent,

auf die Slovaken entfallen 10.51 Procent, die Serben 5.43 Procent; die Ruthenen weisen 3.04 und die übrigen Völkerschaften 0.80 Procent auf.

Zusammengenommen sind also diese Völkerschaften wie in Oesterreich der Hauptnation an Zahl überlegen, stehen aber einzeln hinter derselben zurück. Freilich macht sich sofort ein durchgreifender Unterschied zwischen beiden engverbundenen Staaten geltend; während der vorwiegende Stamm Oesterreichs einem in höchster Blüthe stehenden Kulturvolke angehört, kann sich die Hauptnation Ungarns eines gleichen Vorzugs nicht rühmen und eine geistige Ueberlegenheit höchstens gegenüber den slavischen und rumänischen Einwohnern, aber durchaus nicht gegenüber den deutschen Landsleuten beanspruchen.

Auch mit den Sprachenverhältnissen der außereuropäischen gemischten Länder weist die österreichische Sprachmischung nur eine entfernte Verwandtschaft auf. In der Cap-Colonie wie in Canada leben außer der alten einheimischen Bevölkerung nur zwei Völker nebeneinander. Zudem sind dieselben in Canada räumlich getrennt; denn von den 1,100,000 Franzosen des Dominion of Canada nimmt die überwiegende Mehrzahl Untercanada (auch Gebiet von Quebec genannt) ein, während die Beimischung des französischen Elements unter den 2,700,000 Engländern Obercanadas (Gebiet von Ontario) nur die Höhe von 2% erreicht. Am verwickeltsten sind die Sprachenverhältnisse Ostindiens. Nicht weniger als 30 Sprachen sind unter den daselbst heimischen wilden Völkern üblich, dazu kommen 20 Sprachen civilisirter kleinerer Stämme, endlich 8 von großen Bevölkerungen gesprochene Cultursprachen. Die wichtigsten derselben sind die im größten Theile des Tieflandes Hindostan gebrauchte Urdu- und Hindu-Sprache, auch außerhalb ihrer Heimat weit verbreitet, und das östlich vom Hindu gebräuchliche Bengalische. Von den Sprachen

des Südens stehen in erster Linie das Tamil (oder Malabar) im Westen und das Urisa und Telugu an der Ostküste.



Rom-Markte zurück.

Diese Unterschiede in den nationalen Verhältnissen der verschiedenen Länder darf man nicht übersehen, wenn man die Sprachenrechte derselben mit den österreichischen Gesetzen vergleicht. Gemeinam ist den gemischten Staaten unserer Tage, mit Ausnahme der nordamerikanischen Vereinststaaten, die nationale Agitation. Nachdem das 18. und 19. Jahrhundert den ganzen bewohnten Erdball in die Interessensphäre der europäischen Culturnationen hineingezogen, die

wilden und halbcivilisirten Völker mit den ersten Anfängen der abendländischen Cultur, aber auch mit den Künsten der europäischen Diplomatie bekannt gemacht hat, vollzieht sich vor unseren Augen ein gewaltiger Rückschlag gegen die erste Eroberation. Auf den Schlachtfeldern des Cap- und Zululandes hat der britische Lorbeer zu welken begonnen, der Mahdi und seine Nachfolger haben für die Zerstörung Alexandriens und die Niederwerfung Arabi Paschas blutige Rache genommen; in Aegypten hat die große Masse der Bevölkerung der Kunde von diesen Vorgängen in Cordofan gierig gelauscht und in Arabien sind die Traditionen des Abdul Wahab keineswegs erloschen; in Birma scheinen endlich den Engländern nach einem vorübergehenden glänzenden Erfolge kaum mindere Schwierigkeiten zu erwachsen, als sich den Franzosen in Tongking entgegenhürnten. In Ostindien geht eine mächtige Bewegung durch das Volk, welche möglichste Gleichstellung der Eingeborenen mit den Engländern im Beamten- und Militärdienst fordert und selbst Widerhall im englischen Parlamente fand. Ueberhaupt bestehen daselbst zahlreiche, von Einheimischen gebildete Vereine mit der ausgesprochenen Absicht, die Interessen der Eingeborenen zu wahren, und so geschieht es, daß

Wünsche, die mit dem Unterrichtsweisen und der Verbreitung der heimischen Erziehung in Verbindung stehen, zuweilen durch diese Vereine der Regierung unterbreitet werden. In Canada wurde die Jahrzehnte andauernde Gährung in der französischen Bevölkerung durch die im Jahre 1867 gewährte Gleichstellung der französischen und englischen Sprache zwar befänstigt, und von Löstrennungsbestrebungen ist seitdem wenigstens nicht mehr die Rede; daß es aber auch hier an Unzufriedenheit nicht fehlt, beweist die im letzten Jahre erfolgte Erhebung de Kiel's. Im Caplande führten die holländischen Boers mit der ihnen eigenthümlichen zähen Ausdauer den Kampf um größere Berücksichtigung ihrer nationalen Eigenart. Reicher an Erfolgen waren die nationalen Bestrebungen in den europäischen Staaten. Die Vlāmen haben die Verdrängung ihrer Sprache in die Gemeinderäthe kleiner Städte und Dorfgemeinden schon in den Dreißiger Jahren mit einer literarischen und archäologischen Bewegung beantwortet, an der neben dem berühmten Romanier Hendrik Conscience der österreichische Schriftsteller Kuranda rühmlichen Antheil nahm. Der vorläufige Erfolg dieser Bestrebungen, die bald auf das politische Gebiet übergriffen, waren die Gesetze vom Jahre 1873 „über die Anwendung der vlāmischen Sprache im Strafverfahren“ und vom Jahre 1878 über die Anwendung derselben „in Verwaltungs-Angelegenheiten“. Noch weiter zurück reicht die Bewegung der Fennomanen im Großfürstenthum Finnland, gegen deren Auswüchse der Schöpfer der finnischen Schriftsprache, Elias Lönnrot, selbst seine warnende Stimme erheben mußte. Dem deutschen Volke hat die bewegende Kraft unserer Tage, der nationale Gedanke, das köstliche Geschenk der Einheit bescheert und ihm als Wiegengabe den Gewinn der vielumstrittenen Nordmark Schleswig und des tausendjährigen Zankapfels Elsaß-Lothringen zugebracht und hat endlich die alte, welthistorische Verbindung mit dem gleichfalls geeinten Italien in der einer vorgeschrittenen Zeit entsprechenden, geläuterten Form der Freundschaft wieder hergestellt. Leider wird aber der Gewinn im Westen und Norden durch lange unbeachtete, aber höchst bedeutende Verluste im Osten und Süden reichlich aufgewogen. In den Ostseeprovinzen ist der Jahrhunderte alte Gegensatz der esthnischen und lettischen Bauern gegen den deutschen Gutsherrn und Bürger durch die besonders seit der Mitte der Sechziger Jahre stetig anwachsende panslavische Bewegung in helle Feindschaft ausgebrochen, welche vor Mord und Plünderung nicht zurückschreckt und einer deutschfeindlichen Regierung die erwünschte Handhabe zur Vernichtung des Deutschthums in diesen Gegenden und seiner Sonderstellung verleiht. In den östlichen Provinzen Preußens geht nach

dem Ausspruche des Reichskanzlers und H. v. Puttkamers infolge einer nationalen Agitation, welche aus den Vierziger und Fünziger Jahren stammt, insbesondere in den letzten anderthalb Jahrzehnten, eine nationale Verschiebung zu Ungunsten des Deutschprotestantischen durch die katholisch-polnische Nation vor sich. Im unteren Donaubecken ist der seit dem unheilvollen Frieden zu Belgrad 1739 eingetretene Rückgang österreichischer Macht und deutschen Einflusses durch die Erhebungen der slavischen Völker unter russischem Schutze besiegelt worden. Die bedauerlichste Einbuße erfuhr und erfährt aber deutsches Wesen seit den Tagen Josephs II. in Oesterreich; insbesondere machten die Stürme des Jahres 1848 die slavische Fluth steigen und das Jahr 1860 hat ihr die Dämme geöffnet. In Galizien, welches sich bis in die Zeit Josephs II. reicher deutscher Einwanderung erfreute, trat in den Fünziger und Sechziger Jahren ein Rückschlag gegen das deutsche Volk ein, welcher in den größeren Orten und den polnischen Kreisen des westlichen Galizien begann. In Ungarn wurden die zwei Millionen deutscher Staatsbürger, deren immer gleiche Treue selbst die ungarischen Regierungsblätter anerkennen müssen, unter das Joch der ungarischen Staatsnation gebeugt und insonderheit die Siebenbürger Sachsen ihrer alten, verbrieften Rechte beraubt. Für die deutsch-tschechischen Länder gilt heute in erhöhtem Maße der Ausspruch, welchen der berühmte Statistiker Ficker schon im Jahre 1869 gethan: „Das slavische Gebiet, namentlich in Böhmen und Schlesien, drohte sich im vorigen Dezennium stark auf Kosten des deutschen zu erweitern, da ein Theil des hier sehr bedeutenden Großgrundbesitzes und seiner Beamten, sowie der Kirchenhäupter und des jüngeren Klerus mit der ausdauernden Kühnigkeit der tschechischen Partei zusammenwirkte und selbst der Aufschwung der Industrie durch Hereinziehung slavischer Arbeiter in die deutschen Orte wesentlich mithalf.“ Krain, in welchen bis dahin stets germanische Bildung die erste Rolle gespielt, wurde vom Ministerium Belcredi (1865—67) den Slovenen und ihrem Klerus als gute Beute ausgeliefert, so daß wie aus Ungarn und Galizien eine förmliche deutsche Auswanderung aus diesem alten Reichslande begann. Und wenn auch die Deutschen und Slaven längs der ganzen Sprachscheide in Südsteiermark und Kärnthen bis auf unsere Tage im freundschaftlichen Verhältnisse mit einander lebten, so faßt doch nunmehr auch hier die nationalslavische Propaganda immer festeren Fuß, verklingt der deutsche Laut in einzelnen Außenposten, wo er früher häufig gehört wurde, allmählich und macht der Alleinherrschaft des Slovenischen wieder Platz. In Triest ist im Laufe der letzten 37 Jahre die deutsche Bevölkerung auf die

Hälfte zusammen geschmolzen, ein Verlust, der den Italienern zu Gute kam. In Südtirol endlich hat bis vor Kurzem ein durch Jahrhunderte fortgesetzter Entnationalisierungsproceß dem deutschen Volke viel Boden, soweit sich voraussehen läßt, für immer entzogen und die deutschen Namen Kurtinig, Margreit, Neumarkt und Pfatten den italienischen Cortina, Margrè, Egna und Badena weichen lassen; der Einfluß des aus Trient ausgehenden Klerus drängte in seinen Seelsorger-Stationen das Deutsche in Kirche und Schule immer mehr zurück, der rührige und genügsame italienische Bauer rückte gegen den deutschen vor und das italienische Idiom durchschnitt selbst den Thalesfessel von Meran und schob sich an der Eisak vereinzelt bis gegen Briren hinauf. Nunmehr ist dieses Vorschreiten trotz des Zusammenhanges der italienischen Bevölkerung mit einem jungen, emporstrebenden Nationalstaat zumeist infolge wirtschaftlicher Veränderungen zum Stillstande gelangt.

Dieses Vordringen sämtlicher anderen Stämme gegen das deutsche Gebiet erscheint für den ersten Augenblick umso auffallender, als das absolutistische System Bach 1848—1859 eine entschieden germanisatorische Richtung verfolgte und von den folgenden Ministerien bis auf Taase nur die kurzlebigen Cabinette Belcredi (1865—67) und Hohenwart (1870—71) eine direkt deutschfeindliche, entschieden slavensfreundliche Haltung einnahmen. Die slavische Propaganda hat eben selbst in der Zeit des Absolutismus, insbesondere auf dem Gebiete des Schulwesens, Erfolge zu erringen gewußt und auch die sogenannten deutschen Ministerien konnten eine Reihe der wichtigsten Zugeständnisse ihrer slavophilen Vorgänger nicht mehr zurücknehmen; ja das Bürgerministerium hat sich sogar in seinem Freiheitsstaumel zu weiteren Zugeständnissen insbesondere an die Polen verstanden und die Deutschen brachten es bis zum letzten Jahre nicht einmal zur Bildung einer deutschen Partei, sondern nahmen in ihr Programm beileibe nicht die Wahrung der Jahrhunderte alten Rechte und der Lebensfragen des deutschen Stammes, sondern höchstens die unabweisbarsten Forderungen des österreichischen Staates und seiner Staatsprache auf. Und kaum war eine deutsche Partei in's Leben getreten, als sie sofort den wüthendsten Anfeindungen nicht etwa nur von Seite ihrer nationalen Gegner und der Regierungsblätter, nein, auch seitens der nach Erhaltung der Regierungsfähigkeit strebenden wie der radikalen Stammesgenossen ausgesetzt war. Da ist es denn kein Wunder, daß die ersten sechs Jahre des Ministeriums Taase (1879—85) genügten, um die Regelung der Sprachenfrage im Sinne der Slaven durchzuführen, und daß die Slaven nunmehr zur Geltendmachung ihrer staatsrechtlichen Ansprüche

glauben schreiten zu können: zur Wiederaufrichtung des Königreichs Böhmen und der Sonderstellung Galiziens, woran sich die Gründung eines Königreichs Slovenien schließen soll.

## II. Die Sprachenrechte in den Staaten gemischter Nationalität.

Daß man der Regelung der Sprachenfrage an sich in Oesterreich überhaupt bis auf wenige Schritte nahe gekommen ist, und daß nur die staatsrechtlichen Ansprüche der Slaven den nationalen Zwist auf unabsehbare Zeit hinaus nicht von der Tagesordnung verschwinden lassen, wird eine Vergleichung der österreichischen Sprachengesetzgebung mit den gleichartigen Gesetzen anderer Staaten gemischter Nationalität darthun. Wir schöpfen dabei vorwiegend aus der Schrift Fischhofs: „Die Sprachenrechte in den Staaten gemischter Nationalität.“ Wien 1885. In der Schweiz sind die drei Hauptsprachen, die deutsche, französische und italienische zu Nationalsprachen des Bundes erklärt worden. Die Abgeordneten und gesetzgebenden Räte der Schweiz können sich nach ihrem Belieben der einen oder der anderen Nationalsprache bedienen; die Eidesformel wird in allen drei Nationalsprachen verlesen, für die Verhandlungen beider Räte (des aus den Abgeordneten des Volkes bestehenden National- und den Abgeordneten der Cantone bestehenden Ständekaths) werden Uebersetzer gehalten, welche aus dem Deutschen in's Französische und umgekehrt übertragen. Im belgischen Parlament ist die flämische Sprache zugelassen, doch wird von derselben nur äußerst selten Gebrauch gemacht; nur den Eid leisten die flämischen Deputirten in ihrer Muttersprache. Die Sitzungsprotokolle beider Kammern werden in französischer Sprache geführt und die stenographischen Protokolle nur französisch gedruckt; die Regierung veröffentlicht aber seit 1878 täglich die Debatten des vorhergehenden Tages in beiden Sprachen. In den Debatten der Parlamentshäuser von Canada und der gesetzgebenden Körper von Quebec kann sich Jedermann sowohl der englischen als der französischen Sprache bedienen und gelangen beide Sprachen in den Protokollen und Tagebüchern dieser Häuser zur Verwendung. Die von den Regierungsmitgliedern des Dominion bei der Eröffnung und Vertagung der Session der gesetzgebenden Körperschaften gehaltenen Reden werden in beiden Sprachen gedruckt. Auch in der Cap-Colonie ist seit 1881 der Gebrauch des Holländischen im Parlamente gestattet; doch ist die englische Sprache als die officiell anerkannte allein bei der Abfassung der Protokolle, bei den Verhandlungen und Abstimmungen des Parlamentes zulässig; weder Petitionen noch Denkschriften an das Parlament dürfen in holländischer Sprache abgefaßt werden.

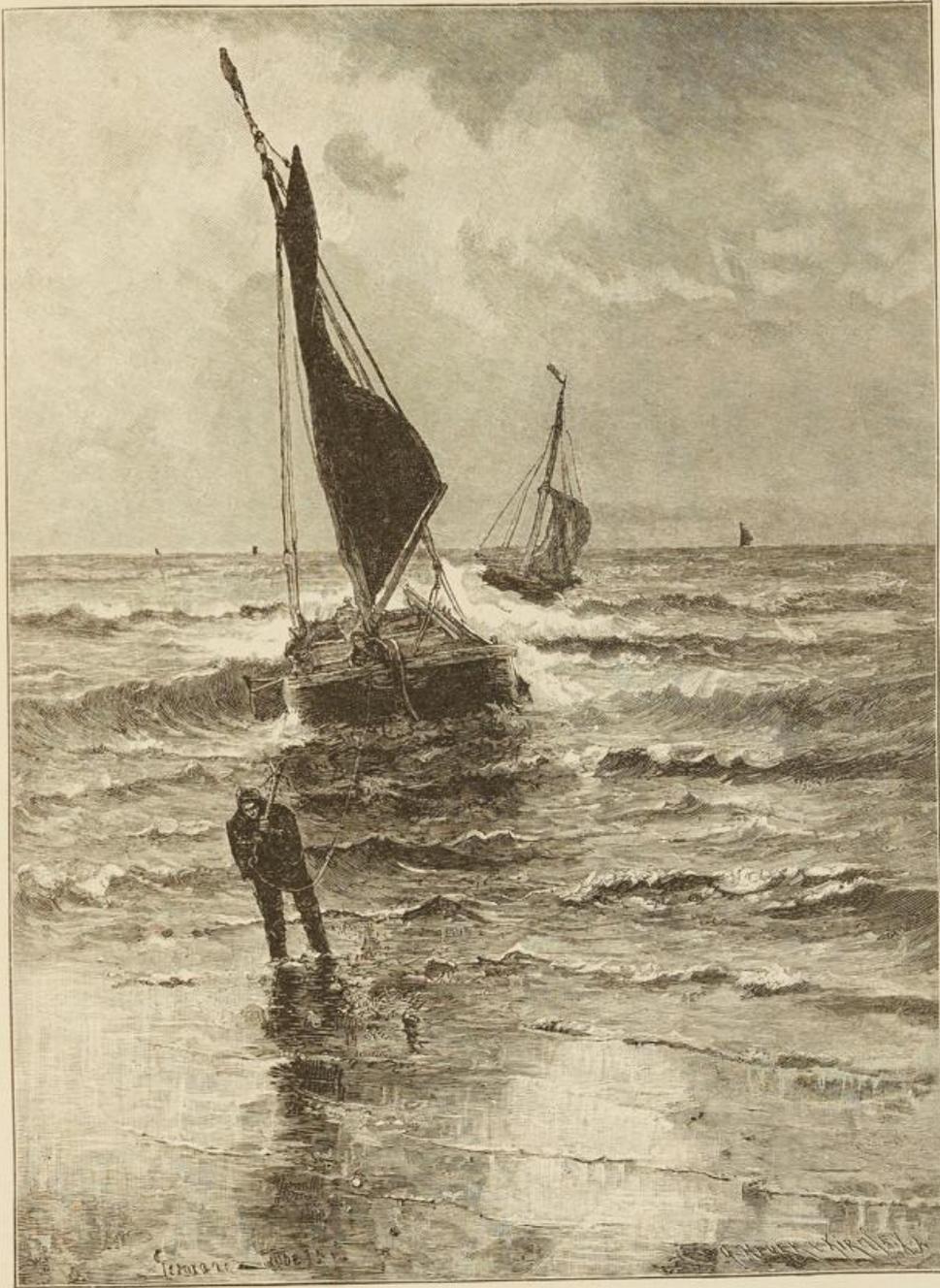
Die Gesetze der Schweizer Bundesbehörden sollen sämtlich, wie die von ihnen erlassenden Verordnungen und Beschlüsse in allen drei Nationalsprachen gedruckt werden, die Gesetzentwürfe und Commissionsberichte aber wenigstens in der deutschen und französischen Sprache. Diese beiden gelten als die Landessprachen des Cantons Bern; in ihnen müssen daher alle Gesetze, Verordnungen und allgemeinen Beschlüsse in die französischen Gebiets-theile gesendet werden; die deutsche Sprache ist die Ursprache dieser Schriftstücke. Gesetze und Verordnungen, welche nur für den französischen Cantons-theil bestimmt sind, sowie Verfügungen, Beschlüsse und Urtheile von oberen Behörden, welche einzelne Personen oder Körperschaften in diesen Gebiets-theilen betreffen, werden in französischer Sprache erlassen. Für Freiburg ist der französische Text Urtext; die gleichen Verhältnisse wie in diesen Cantonen obwalten in Wallis. In der belgischen Kammer werden die Gesetze nur in französischer Sprache votirt, nur dieser Text ist der officielle; doch wird auch eine vlämische Uebersetzung derselben (*Bulletin des lois*) veröffentlicht. Ferner werden jene Verordnungen und Mittheilungen für die vlämischen Provinzen, welche die Staatsbeamten an das Publikum richten, entweder in vlämischer oder in vlämischer und französischer Sprache abgefaßt, ebenso wird es mit den Verordnungen und Mittheilungen im gemischten Bezirke Brüssel gehalten. Die Parlamentsakte von Canada und die der gesetzgebenden Körper von Quebec werden in beiden Landessprachen gedruckt. Für jene Distriktbeamten der Cap-Colonie, welche der englischen Sprache nicht ausreichend mächtig sind, wird eine holländische Uebersetzung des Amtsblatts ausgegeben. In den Ostseeprovinzen wurden die Reichsgesetze bisher nur in deutscher Sprache promulgirt.

Die amtliche Correspondenz aller Schweizer Bundesbehörden findet in allen drei Landessprachen statt. Die Bürger des einen Cantons können sich in ihren Eingaben an die Regierung eines anderssprachigen Cantons einer der drei Nationalsprachen bedienen; das ist wohl nicht gesetzlich festgestellt, aber üblich. Die öffentlichen Urkunden in den Cantonen werden je nach dem sprachlichen Charakter des betreffenden Verwaltungsbezirktes ausgefertigt. In den vlämischen Provinzen Belgiens findet die Correspondenz der Staatsbeamten mit den Gemeinden und Einzelnen in vlämischer Sprache statt, falls

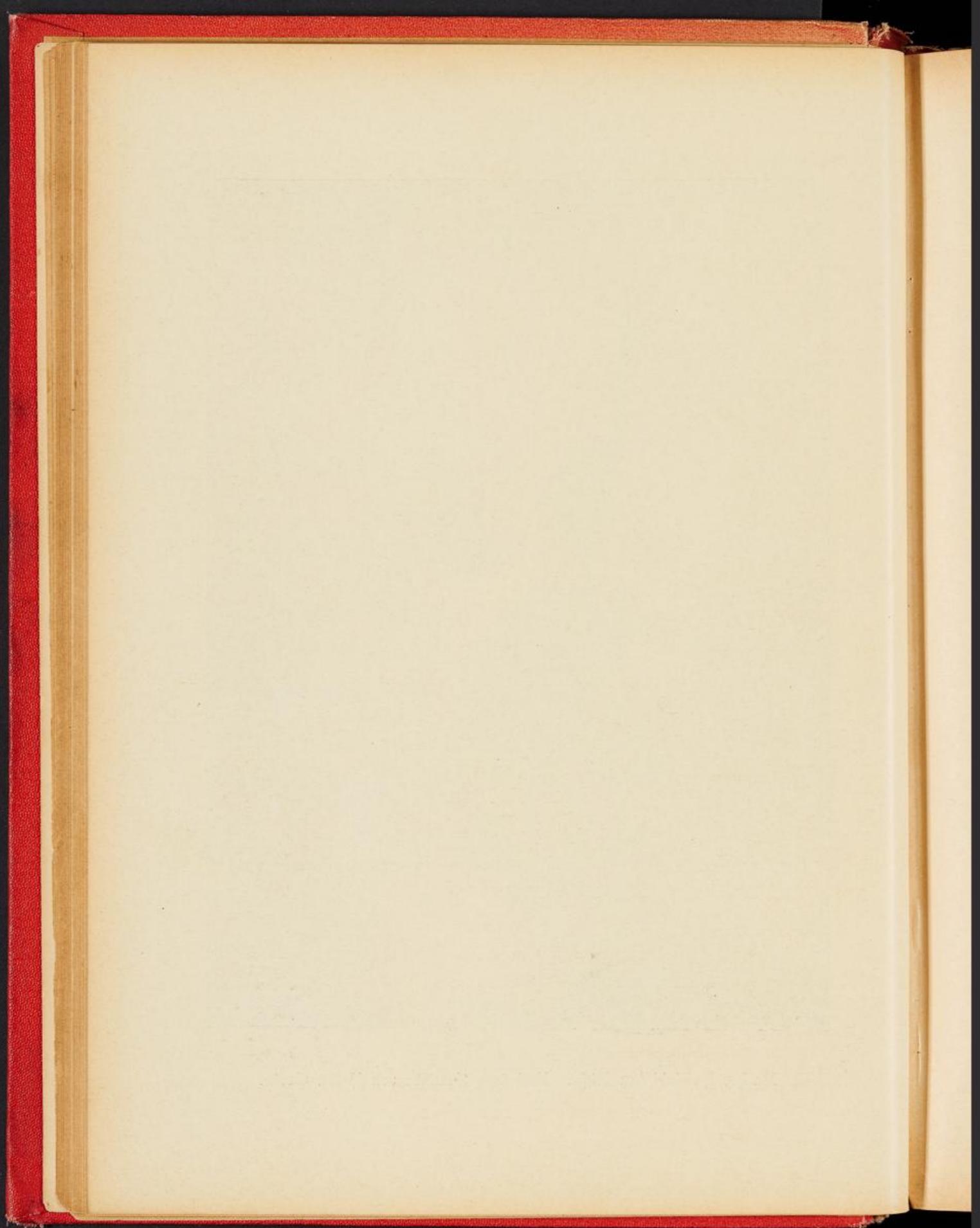
die letzteren nicht das Verlangen aussprechen, daß bei derselben die französische Sprache zur Anwendung komme oder falls sie sich nicht selbst in der Correspondenz dieser Sprache bedienen. In Canada können die Eingaben und Gesuche sowohl in französischer als englischer Sprache eingereicht werden und die erstere ist auch die Sprache der öffentlichen Aemter in jenen Distrikten, deren Bevölkerung französisch ist. In Ostindien ist mit Ausnahme der drei Hauptstädte Calcutta, Madras und Bombay die in der betreffenden Provinz heimische Sprache in den Verwaltungsämtern üblich, so in Bengalen das Bengalische, in Behar und in den nordwestlichen Provinzen die Urdu- und Hindu-Sprache, in Madras das Telugu und das Tamil; dagegen kommt in den drei Hauptstädten im Allgemeinen die englische Sprache als Verwaltungssprache zur Anwendung. Gesuche und Eingaben können entweder in der officiellen Sprache der Provinz oder in der englischen Sprache eingereicht werden; in der Praxis werden derartige Schriftstücke stets angenommen und berücksichtigt, in welcher Sprache immer sie abgefaßt sein mögen. Für Elsaß-Lothringen stellt das Gesetz vom 31. März 1872 die deutsche Sprache als die Geschäftssprache der Verwaltungsbehörden fest, verfügt aber zugleich, daß bei den Verhandlungen vor diesen Behörden der Vorsitzende die französische Sprache zulassen könne, sobald sämtliche mitwirkende oder betheiligte Personen der französischen Sprache mächtig und einige von ihnen der deutschen Sprache nicht kundig sind. Den Bezirksvertretungen von Lothringen und den Kreisvertretungen jener Landestheile, in welchen die gesammte Bevölkerung oder ein Theil derselben französisch spricht, ist der Mitgebrauch der französischen Sprache gestattet. Die von den genannten Vertretungskörpern ausgehenden Schriftstücke, sowie deren Protokolle sind in deutscher und französischer Sprache abzufassen und den vor dieselben gelangenden behördlichen Vorlagen kann eine französische Uebersetzung beigefügt werden. Diesen Bestimmungen zufolge ist 50 Gemeinden im Elsaß und 370 Gemeinden in Lothringen der Gebrauch der französischen Sprache als Amtssprache gewährt. Diese Zugeständnisse sind um so bedeutender, als beim Wiedergewinn der Reichslande Jedermann freigestellt wurde, für Frankreich zu optiren und entweder dahin auszuwandern oder als französischer Staatsbürger in Elsaß-Lothringen zu verbleiben.

(Schluß folgt.)





An der Holländischen Küste. Nach dem Gemälde von Herm. Grobe.



## „Er spielt Blindenkub, Hoheit!“

Humoreske von H. v. K.

„Ich glaube Sie versichern zu können, meine Herren, das Fest wird diesmal besonders gelingen.“

„Natürlich — herrlich, brillant, unvergleichlich! Ein Fest, welches der Herr Major von Nahlingen im Schloßgarten arrangirt, kann schon vorweg als ein Zauberwerk gelten. Götterhaft schön! Darauf noch ein Gläschen Mosel, Herr Major!“

„Danke, danke. Wo denken Sie hin, meine Herren? Sie sehen mich schon aufgelöst vor Gile. Muß spornstreichs auf meinen Posten im Schloßgarten zurück, um dort die Illuminationsarbeiten zu überwachen. Ihre Hoheit, meine gnädigste Gebieterin, könnte mich sonst beim Besichtigen der Arrangements nicht finden und mit Recht der Nachlässigkeit zeihen. Adio, meine Herren! Sie haben es gut, sitzen hier im Kühlen und dürfen sich morgen nur an den Strahlen des fertigen Lichtbouquets sonnen.“

„Und an den Augen unserer Damen, die zu Ihrer Genugthuung nicht minder strahlen werden. Nehmen Sie sich übrigens in Acht, Herr Major, im Schloßgarten »bei der Arbeit« nicht der kleinen Strehlen, dieser jüngsten und reizendsten aller Hofdamen, zu oft zu begegnen. Die Gelegenheit ist gar zu verführerisch, und Hoheit dürften keinen besonderen Gefallen daran finden.“

„Da stürzt er hin und hört nicht mehr! Er wird sich noch vollständig zum Schnellläufer ausbilden, um seine hohe Protoktorin zufrieden zu stellen; warum stahl er sich überhaupt die paar Minuten hier unter uns ab?“

„Um sich wichtig zu thun! Um unseren Reid über seine Bevorzugung zu erregen! Nein, das Alles nicht, meine Herren: Er giebt in einigen Tagen selbst einen »Junggesellen-Zauber«, und da warf er den Lasso nach den Gesuchtesten unter uns aus!“

So schwirrte es am Offiziertisch des Kasino's durcheinander, lachend und spöttelnd dem fortstürmenden Major von Nahlingen nach. Jeder wußte es, wie hoch er in der Gunst der Fürstin und des ganzen Hofes stand, und er ließ es sich wahrlich sauer genug werden, diese Stellung zu behaupten. Nichts konnte im Schlosse geschehen, kein Maskenscherz, kein Kinderfest stattfinden, ohne daß »mein lieber Nahlingen«, wie die Fürstin zu sagen pflegte, die hülfreiche Hand im Spiele gehabt hätte.

„Mein guter Nahlingen hat stets so angenehme Ueberraschungen für mich.“

II. 2.

So konnte die hohe Frau sich wohl huldvoll äußern; denn bald hatte er hinter dem Gartengebüsch ein Musikcorps versteckt, welches sie bei ihrem Spaziergange unerwartet begrüßte, bald hier und dort eine entzückende, lebende Gruppe aufstellt, ihr Auge zu ergöhen. Man wußte gar nicht mehr, was ohne Nahlingen hätte werden sollen, er war unerschöpflich im Erfinden neuer Ueberraschungen.

Als die Fürstin eines Tages in Begleitung mehrerer Damen und Herren vom Hofe einen Spaziergang am Flusse machte, und die Sonne plötzlich hellstrahlend durch den Nebel brach, blieb die hohe Frau stehen und rief entzückt ihrer Umgebung zu:

„Ach — sehen Sie, wie unvergleichlich!“ —

„Hoheit — eine Ueberraschung vom Herrn Major von Nahlingen!“ sagte der Adjutant des Erbprinzen unter allgemeiner Heiterkeit, in die der Major gezwungen mit einstimmte.

„Unübertrefflich, mein lieber Strehlen, geistreich wie immer! Bravo!“ rief er.

Heimlich gelobte er ihm natürlich Rache, und da der Adjutant ihm vorläufig unerreichbar war, traf die Vergeltung dafür das niedliche Köpfchen seiner Cousine und Angebeteten, der jüngsten und schuldlosesten aller Hofdamen, mit unerwartet schwerem Schlage. Arme kleine Strehlen! Nein, das hatte der südländische hohe Potentat sich nimmermehr träumen lassen, als er der Fürstin zum Zeichen seiner freundschaftlichen Gesinnungen das reizendste Exemplar eines höchst seltenen Aeffchens übersandte, — nicht im Entferntesten geseht, welche Qualen er damit der hübschen kleinen Hofdame schuf. Denn „ihr lieber Nahlingen“ hatte der Fürstin gerathen, die Pflege des entzückenden Thierchens „aus besonderer Vergünstigung“ dieser jungen Dame anzuvertrauen und — von der Stunde an war es mit der Ruhe der Aermsten aus.

Malinée, — das zwerghafte, seidenweiche, verzärtelte Geschöpfchen war ein Elefant an Bosheit, ein Rhinoceros an Hinterlist und Raschjucht. Es biß wie ein Alligator, kratzte wie eine wilde Katze, schnellte wie ein Leopard hinterrücks auf sein ahnungsloses Opfer — kurz, das Hüten dieses verzogenen Spielzeugs ihrer Hoheit war schwieriger, als das einer ganzen Menagerie.

„Laßt Malinée um aller Heiligen willen in

seinem Korbe! Rührt ihn nicht an!" bat die unglückliche, kleine Strehlen, welche ihres Pfleglings wegen von einer Aufregung in die andere fiel, die bei ihr im Schlosse zum Besuch weilenden Freundsinnen. „Ich athme erst auf, wenn er von seiner fieberhaften Beweglichkeit ruht; — oh, er ist der Nagel zu meinem Sarge! Vor kurzem erst hat er sich den Fuß verrenkt, nur aus Bosheit, um mir von Hoheit einen Verweis meiner Unachtsamkeit zuziehen.“

„Du bist viel zu ängstlich mit dem Bösewicht,“ erklärte die schöne Felice von der Gracht, eine der Besucherinnen. „Man muß ihm gegenüber die Offensive ergreifen. Wir wollen ihn einmal jetzt zur Strafe hegen, daß ihm selbst angst und bange wird; er hat es reichlich um Dich verdient.“

„Ja, ja hegen und jagen wir ihn!“ stimmte die muthwillige junge Frau von Esche bei. „Auf von Deinem weichen Lager, Du garstiger Springkobold, Du sollst nicht länger auf der Faulhaut liegen und Früchte in Cognac naschen. Streck' Deine Krallen heraus! Greif' uns, Malinéc, greif' uns!“

Heraus schnellte der gereizte winzige Wütherich, und in den sonst so ruhigen, schöngeordneten Zimmern begann eine komische wilde Jagd.

„Wie gut, daß Hoheit nicht mehr in ihrem Boudoir unter uns weilt, sich vielmehr schon in den Garten begeben hat,“ rief die kleine Strehlen halb belustigt, halb geängstigt, „was würde sie von dem Lärm denken. Horch — da ging eine Thüre — Schritte kommen die Hintertreppe herauf — es überrascht uns Jemand.“

„Wie schreckhaft Du bist! Wer sollte denn kommen? Sei es, wer es will — er muß sich an unserm Spiel betheiligen.“

„Ja, er muß uns jagen und hegen helfen. Greif' uns, Malinéc, greif' uns!“ riefen die muthwilligen Gäste der kleinen Strehlen.

Letztere hatte sich geirrt: Hoheit waren noch nicht gegangen, sondern erst im Begriff, sich zur Inspection in den Garten hinab zu begeben, — sie ließen sich eben von der dienstthuenden Kammerfrau Hut und Mantel reichen.

„Was ist das für ein Lärm im Zimmer meiner Damen, Wehring?“ fragte die Fürstin beim Annehmen der Sachen und horchte erstaunt. „Ich habe es gern, wenn meine Umgebung sich belustigt, aber — das ist doch ein wenig arg. Was mag da vorgehen?“

„Das Fräulein von der Gracht und Frau von Esche sind bei Fräulein von Strehlen. Auch der Major von Nahlingen ist oben, er spielt mit den jungen Damen Blindekuh, Hoheit.“

Die Fürstin zog den bereits über die Schwelle gesetzten Fuß wieder zurück und maß ihre Bericht-erstatlerin von Kopf bis zu den Füßen.

„Das ist — stark! Nein, das ist ganz unmöglich, — Sie täuschen sich, Wehring. Major von Nahlingen ist unten im Garten die Arrangements zu unserem Feste zu leiten. Ich will eben hinab, um sie zu besichtigen und seinem Eifer dadurch die wohlverdiente Aufmunterung zu geben.“

„Bitte unterthänigst um Entschuldigung — aber — Major von Nahlingen spielt oben mit den jungen Damen Blindekuh, Hoheit.“

„Haben — haben Sie sich denn selbst davon überzeugt?“

„Ich traue überhaupt nur meinen eigenen Augen und Ohren, Hoheit.“

Die Wehring verschwand mit einer imposanten Verbeugung, und Hoheit standen bewegungslos zur Salzsäule erstarrt.

Unerhört! Der Heuchler, der Verräther, — während er sie glauben machte, daß er sich im Garten abmühte, um ihre erhöhte Gunst zu erlangen, daß ihre Gunst überhaupt sein einziges Glück — die Krone und das Ziel seines Strebens sei, und sie im Begriffe stand, ihm durch ihre höchst-eigene Gegenwart den Lohn seines unausgesetzten Mühens zu gewähren, — hatte er sich treulos, hinterrücks von seinem Posten geschlichen, um — mit jungen Damen Blindekuh zu spielen! Mit der schönen, gefährlichen Gracht, deren Verlobung morgen veröffentlicht werden sollte, weil selbst der Erbprinz anfang, ihren unwiderstehlichen Augen gegenüber schwach zu werden — mit dieser koketten Esche, welche jeden in ihre Netze zu ziehen suchte — und als dritte im Bunde ihre Strehlen, das frische, verführerische Rosenknöschen! Der Unwürdige sollte es fühlen! Er sollte es fürchtbar fühlen.

Es kam wieder Leben in die getränkte Gebieterin. Ja, sie mußte augenblicklich in den Garten hinabreiten, um den Entflohenen bei der That, das heißt, bei seiner Abwesenheit zu ertappen, — um dann den Zurückkommenden sich in läugerischen Entschuldigungen erschöpfen zu lassen und ihn danach mit der Kenntniß der ganzen Wahrheit und mit der Wucht ihrer Ungnade zu Boden zu drücken.

Er spielte Blindekuh! Sie konnte es noch immer nicht fassen. Wenn ein Jüngling sich von den Sirenen zu solcher Thorheit verleiten ließe, aber er, der gesetzte, verständige Mann! —

Sie war schon die breiten Marmorstufen der Treppe hinabgeschritten und unhörbar auf der von Drangen besetzten Schloßterrasse auf- und abgegangen, um ihrer Erregung Herr zu werden; nun lenkte sie in einen düstigen Laubengang ein, als sie plötzlich am andern Ende denjenigen wie eine rollende Kugel vor Eile und Eifer hineinschießen sah, gegen den sie ihren ganzen Groll im Busen trug: Major von Nahlingen. Natürlich aufgelöst vor Hitze und Anstrengung, schweißtriefend sich mit

dem Taschentuch Kühlung zusäheleud, glühend in Erwartung der hohen Anerkennung.

„Melde unterthänigst, daß die Arrangements nahezu vollendet und als außergewöhnlich gelungen zu betrachten sind; Hoheit werden zufrieden sein. Aber die Hitze! — die Aufregung — das Glück, Hoheit dienen zu können! — Ich bin zu erschöpft.“

Dabei nahte er sich dem Gegenstande seiner Huldigung mit siegesgewisser Miene.

„Das glaube ich, Herr Major von Nahlingen. Bei vierundzwanzig Grad im Schatten mit jungen Damen Blindekuh spielen, das — das erklärt vollständig solches Schaufement. Lassen Sie sich durch mich durchaus nicht in Ihrem Vergnügen stören, ich verzichte auf die Ehre Ihrer Gegenwart.“

Und mit dem Lächeln einer Medusa sich umwendend: „Adieu, Herr Major.“

Bei seinem Anblick hatte die immerliche Enttäuschung sie fortgerissen und sie ihrem Vorsatze abwendig gemacht. Was lag auch daran, den Heuchler sich durch Lügen noch tiefer verstricken zu lassen, er war ihres Zornes nicht werth. Majestätisch wollte sie an ihm vorüberauschen; — doch, was war das? Er wagte es, ihr kühn den Weg zu vertreten!

„Hoheit, bei meiner Ehre schwöre ich, diesen Platz keine Sekunde verlassen zu haben und bitte, jeden Einzelnen der dort beschäftigten Leute zum Zeugen dafür aufzurufen. Ich — mit jungen Damen Blindekuh bei der Temperatur — bei meiner ausgesprochenen Abneigung gegen dergleichen Thorheiten! — Nur die schwärzeste Verleumdung konnte so etwas wider mich erfinden.“

Die Fürstin stutete. Dies war offenbar die Sprache der Unschuld. An Verleumdung glaubte sie bei der erprobten Wehring nicht, aber die Zuverlässigste konnte sich am Ende irren. Es mußte eine Verwechslung der Person stattgefunden haben. Gewiß, sie hatte ihrem Günstling Unrecht gethan, den sich Aufopfernden schwer gekränkt.

„In der That, ein fatales Mißverständnis, mein lieber Nahlingen. Ich bekenne es gern, es gewährt mir eine Freude, mich getäuscht zu haben. Wir Fürsten sind ja auch nur Menschen und dem Irrthum unterworfen. Kommen Sie! Geben Sie mir Ihren Arm und führen Sie mich hier in diesem erquickenden Schatten umher. Und später zu dem Werke Ihres Fleißes und Geschmacks, das sicher wie immer seinen Meister loben wird.“

Als die Fürstin einige Zeit darauf von Major von Nahlingen sich trennte, um in das Schloß zurückzukehren, ruhte ein äußerst befriedigtes huldvolles Lächeln auf ihrem Gesicht. Sie glaubte, den Gefränkten durch ihre Gnade voll entschädigt zu haben, und ihr gutes Herz freute sich darüber. Sie bereute derart ihre Uebereilung, daß sie bereits

darüber nachdachte, ob sie ihm etwa eine Extra-Bergütung in Form eines Ordens, oder einer anderen Auszeichnung sollte zu Theil werden lassen. Zerstreut hielt sie einen von ihm angefertigten Plan der Gartenaus schmückung in der Hand.

„Tragen Sie dies sogleich zu Herrn Major von Nahlingen, Wehring,“ sagte sie zu der im Schloßportal ihrer wartenden Kammerfrau. „Er könnte es noch bedürfen. Am großen Rondel werden Sie ihn noch bei den Arbeiten finden.“

„Major von Nahlingen spielt oben mit den jungen Damen Blindekuh, Hoheit!“

„Sind Sie bei Verstand?“ brauste die Fürstin im allerhöchsten Zorne auf. „Augenblicklich tragen Sie die Zeichnung in den Garten, damit Sie sich sofort von der Unwahrheit Ihrer Behauptung überzeugen. Schicken Sie mir eine andere Bedienung, bis Sie sich von Ihrer — Narrheit erholt haben.“

Erhobenen Hauptes eilte die erzürnte Fürstin an der Gescholtenen vorüber in das Schloßportal. Das war denn doch eine Hartnäckigkeit, die einer besseren Sache werth gewesen wäre. Was mochte nur in die sonst so verständige, zuverlässige Wehring gefahren sein — was, ja was? — Warum diese unsinnige Beschuldigung? Sie hatte gar keinen Grund, den Major zu verleumben und sich dadurch das Mißfallen der Herrscherin zuzuziehen. Sollte am Ende doch etwas Wahres an der Sache — und riesenhoch und schnell schoß die schwarze Saat des Argwohns wieder in der Fürstin empor. Sollte man ein schmachvolles Spiel mit ihr treiben und sie am Ende doch die Betrogene sein? Nein, nein, es war nicht möglich, — dazu war Nahlingen nicht im Stande! Nur, um diese ihre Ueberzeugung bestätigt zu sehen, um den letzten, leisen Zweifel durch eigene Anschauung besiegen zu lassen, wandte die hohe Frau sich schnell entschlossen von der breiten Haupttreppe ab und begann rastlos die kleine wenig bequeme Hinterstiege zu den Zimmern ihrer Damen emporzusteigen.

Auf dem letzten Treppenabsatz, wenige Stufen unter dem kleinen Vorsturz, blieb sie jedoch wie angewurzelt stehen. Was mußte sie hören? Er war oben, der Verräther, man rief ihn laut und ungenirt mit Namen.

„Nahlingen!“ tönte es der empörten Fürstin rechts, „Nahlingen!“ links entgegen, — Lärm und Gelächter schallten zu ihr heraus, und jetzt wurde die Thür zum Gemach der kleinen Strehlen aufgerissen. Der erstarrten hohen Lauscherin entgegen flog die „fokette“ Frau von Esche, die Toilette derangirt, eine aufgelöste Strähne ihres prächtigen Haares verführerisch über die Schulter geworfen — rückwärts tanzend, lachend, athemlos: „Such' mich, Nahlingen, such' mich! Greif' die Beute.“

Die Wehring hatte doch recht gehabt, sie, die Fürstin, war die Hintergangene. Kaum von ihrer Huld und Güte entlassen, mußte er sich noch vor ihr die Treppen wieder hinaufgestürzt haben, um dies gottlose, entsefliche Blindenfuhspiel fortzusetzen. Es war unerhört, beispiellos! — Aber furchtbar wollte sie auch auf der Stelle mit dem Frevler und den Teilnehmerinnen seines Vergehens in's Gericht gehen. —

Die ahnungslose Esche fühlte plötzlich ihren Arm von einer energischen Hand gefaßt.

„Treiben Sie Faschingscherz an diesem schönen Sommertage?“ tönte die Stimme der hohen Frau fast heiser vor Aufregung in ihr Ohr. „Besinnen Sie sich, wo Sie sind. Was bedeutet dies wilde Jagen?“

„Wir — wir spielen Blindenfuh, Hoheit!“ stammelte die Erschrockene, sich tiefer noch als sonst bei der vorschriftsmäßigen Verbeugung zu Boden senkend.

„Wahrlich, ein edler Zeitvertreib für Damen Ihres Standes und Ihrer Erziehung!“ fuhr die gereizte Machthaberin fort. „Ich beklage Sie! Und ganz unter sich fröhnen Sie diesem kostbaren Vergnügen? Nur Sie drei Damen allein, ganz allein?“

„Ganz allein, Hoheit.“

„Frau von Esche, auf Ihre eigene Verantwortung hin! Ich werde mich sogleich selbst von der Richtigkeit Ihrer Worte überzeugen. Bitte, mir Raum zu geben.“

Damit wollte die Zürnende hoheitsvoll an „der schönen Sünderin“ vorbei in's Zimmer schreiten; doch die arme kleine Strehlen kam ihr zitternd, mit bittend emporgehobenen Händen zuvor.

„Verzeihung, Hoheit! Verzeihung, ich bekenne lieber vorweg unsere Schuld. Nein, wir sind nicht ganz allein. Er — ja er nahm Theil an unserem Spiel, forderte uns gewissermaßen dazu heraus. Und wir thaten es schließlich nur zu seiner Erheiterung, da er uns einer solchen wirklich bedürftig erschien.“

„Sie konnten sich in Wahrheit so weit vergessen? Doch davon später. Er ist noch in Ihrem Zimmer anwesend?“

„Ja wohl, Hoheit, wo sollte er sonst sein? Er sitzt jetzt auf dem Schranke und nascht eine Malagatraube, der Schelm. Kommen Hoheit geschwind und sehen, wie lieb er aussieht.“

„Fräulein von Strehlen, sprechen Sie im Fieber?“ brachte die Fürstin mühsam hervor. „Was — von wem reden Sie?“

Nun, von wem sonst, Hoheit, als von dem süßen, reizenden Schäfer, Malinée, unserem — kleinen Tyrannen!“

„Malinée!?!“ — —

Hoheit athmeten tief auf.

„Mit Malinée spielten Sie? In der That nur mit ihm?“

„Aber mit wem sonst, Hoheit? Sehen Sie doch nur, wie possirlich er aussieht — als Blindenfuh. Wir haben ihm die hellen Augenlein verbunden, weil er sonst für uns zu schlau ist.“

„O — das ist ja sehr — sehr aufopfernd von den Damen, sich mit dem kleinen Thiere zu vergnügen. Ich muß es anerkennen,“ sagte die Fürstin mit schnell zurückgewonnener Fassung. „Sie brauchten sich dessen nicht zu schämen, Frau von Esche, — aber mir dünkt — ich glaubte, zu hören — Sie, meine Liebe, riefen doch einen anderen Namen?“

„Bitte tausendmal um Vergebung, Hoheit, — ich rief: Malinée.“

„Ja, Ja! es klang so ziemlich gleich — Malinée — Nahlingen!“ — und die Fürstin hatte den Namen herausgehört, der ihr allein in Gedanken gelegen. Aber Gottlob, nicht ausgesprochen! Diesen Affront hatte sie sich, wie dem Betreffenden glücklicherweise erspart. Niemand sollte je etwas von ihrem unglücklichen Mißverständnisse ahnen. —

„Sehen Sie wohl ein, Wehring, wie sehr Sie sich getäuscht und verhöhrt haben,“ sagten Hoheit in ihrem Zimmer streng zu der reinigen Kammerfrau. (Sie war eben mit dem Bescheid aus dem Garten zurückgekehrt, den Major dort getroffen und ihm den Plan eingehändigt zu haben.) „Man kann nicht vorsichtig genug sein, und — merken Sie es sich vor Allem — man darf oft auch seinen eigenen Ohren nicht trauen.“

Daß die Wehring sowohl, wie ihre allerhöchste Gebieterin, die Fürstin selbst, doch recht gehört, daß die jungen Damen den Hofaffen unter sich nur „Nahlingen“ nannten und auch so gerufen hatten, — das erfuhr die Fürstin freilich nicht. Major von Nahlingen soll es allerdings bald erfahren und sich seufzend in den Spott der Schönen gefunden haben.

„Sie sind schließlich doch die Stärkeren,“ pflegte er mit Bezug auf den Schlag zu sagen, den er gegen die schuldlose kleine Strehlen geführt, und der so hart auf sein eigenes Haupt zurückgefallen war. Lange Zeit noch wurde es vernehmlich hinter ihm geflüstert, das ominöse: „Er spielt Blindenfuh, Hoheit.“





## Allgemeine Rundschau.

### Besprechungen.

Zu den Künstlern, welche die Nadel mit dem meistenten Glück handhaben, gehört B. Mannfeld, der uns mit seinem reizenden Album „Vom Rhein“ (Bonn, Strauß) in fünfzehn lieblichen und ächt künstlerisch durchgeführten Ansichten von besonders malerischen Punkten zwischen Mainz und Köln eine sehr wertvolle Gabe geboten hat. Daß Mannfeld sich an den alten Maler-Radierer gebildet, sieht man sofort, und daß die Wiedergabe von Architekturen seine eigentliche Spezialität ist, nicht weniger. Darum sind denn auch die Blätter, welche wie Andernach, Heisterbach der „Joll“ und „Der Münster in Bonn“, „Köln, vom Rhein her“, vorzugsweise durch Bauwerke ihren Charakter erhalten, am gelungensten. Denn Mannfeld versteht vortreflich, sie zu fesselnden Stimmungsbildern zu machen, durch zitterndes Mondlicht in geheimnißvolles Dunkel zu hüllen, im Schnee des Winters ihren Verfall zu zeigen oder die Wellen des Rheins sich im Dämmerlicht des Abends an ihrem einsamen Gemäuer brechen zu lassen. Immer aber weiß er den romantischen Reiz, den eine zweitausendjährige Geschichte um diese herrlichen Ufer gewoben, mit seiner ächt deutschen Eigenthümlichkeit überraschend zu treffen.

Wir haben im lieben Vaterland bekanntlich das kuriose Vorurtheil, daß die Romantik vorzugsweise an den Ruinen haften. Das ist gerade so, als wenn wir die Frauen nur schön fänden, wenn sie die Hälfte ihrer Zähne bereits verloren haben. Die gesunde Romantik steckt aber ganz und gar nicht in den Ruinen, sondern im Gegentheil in dem neuen Leben, das aus ihnen emporblüht. So war denn auch der Rhein niemals so romantisch als heute, wo Schiff an Schiff schwer beladen an seinen Burgen vorbeizieht, wo neue üppige Villen und stolze Schlösser auf Schritt und Tritt herabgrünen, wo Tausende jubelnd zum hochaufergerichteten stolzen Riesenbild der Germania wallfahrten, wo die einst verfallenen Dome endlich ausgebaut sind, wo kein fremdes Banner mehr an seinem Ufer unserer Ohnmacht lacht und jeder Blick uns zeigt, daß die Entel eine Periode der Kraft und des Glanzes herbeiführt, wie sie der alte Papa Rhein seit einem halben Jahrtausend nie mehr gesehen.

Was aber von der Landschaft und der sie schildernden Kunst, das gilt auch von der Kunst und Dichtung verbindenden Literatur erst recht. Auch da ist die Romantik bei der Jugend, nicht beim Alter. Daß Deutschland sich trotz allen Parteigezänks wohler fühlt, als je zuvor, das würde schon der ungeheure Reichthum unserer humoristischen Produktion beweisen, der so groß ist, daß

er beinahe den aller anderen Kunstzweige übertrifft. Unstreitig steht München hier obenan, nicht am wenigsten, weil es in den „Fliegenden Blättern“ ein Organ gefunden hat, das durch seine überaus verständige, alles Schlüpfrige wie Persönliche, Politik und Religion ausschließende Haltung der humoristischen Weltbetrachtung einen außerordentlichen Vorschub geleistet hat und dem Blatte dadurch eine kolossale Verbreitung sicherte. Denn es ist ein Ausdruck der besten Seiten unseres Nationalcharakters geworden, den bekanntlich politische und religiöse Zänkelei gleich sehr verderben und der auch in geschlechtlichen Dingen eine gewisse Zurückhaltung verlangt, allem Schmutz und aller Frechheit innerlich abgeneigt ist. — Für den künftigen Kulturhistoriker sind daher die „Fliegenden“ geradezu unerlässlich, er wird aus ihnen jedenfalls eine unendlich bessere Meinung von uns schöpfen, als aus unseren politischen Blättern. Es ist daher ganz passend und dankenswerth, wenn der reiche Inhalt der „Fliegenden“ alljährlich zu einer Anzahl von Spezial-Publikationen verarbeitet wird, wie wir sie in dem „Oberländer Album“ und seinen zwerghellererschütternden Schnurren, dann in den köstlichen Schilderungen der Thätigkeit unseres Kriegsheeres „Im Frieden“, die von Nagel, Schlittgen, Oberländer, Staub, Regendorfer u. A. davon entworfen, aber auch in den bekannten witzigen „Gedankensplittern“ der „Fliegenden“ dies Jahr aufgetreten sind. Nicht weniger in den weltberühmten „Münchener Bilderbogen“, wo uns diesmal ein neues Talent (Ridelt) zu den Kalmücken, und ein zweites (N. Bauer) in die Kinderstube führen, wie Dengeler auf den Krautacker und Lettner auf die Jagd, während wir neben Kamerun auch China durch den altbeliebten Regendorfer zu sehen bekommen. Mit Wils. Busch und Oberländer handhabt unter diesen Münchener Humoristen der letztere jenen monumentalen Styl am besten, wo man mit den geringsten Mitteln die Phantasie am lebhaftesten anregt. Er paßt daher auch ganz und gar für das weite Fach der Kinderbilderbücher, das uns um so wichtiger erscheint, als es einen so großen Einfluß auf die Entwicklung des jugendlichen Charakters hat. Daß wir aber den Kindern gar keinen besseren Begleiter mit auf den Lebensweg geben können als den lustigen Humor, das hat unser in beständigem Kampfe mit ihm liegendes Schulmeisterthum natürlich noch nicht entdeckt. Gerade zu seiner Erweckung aber sind Regendorfer's Bilderbücher wie „Auf dem Lande“ u. a. m. sehr geeignet. Auch die von Geißler recht ansprechend erfundenen „Goldenen Jahre“ (Nürnberg, Ammersdorfer) zeigen ihn wie Johannes Trojan's begleitende Verse, während er in des mit Recht beliebten Paul Mohr's „Kinderengel“ nur mehr selten auftaucht, so hübsch die, alte weltbekannte Gedichte von Wunder-

horn, Eichendorff, Pöcci u. A. illustrierenden Zeichnungen auch sind, die uns den Kinderchupengel in mannichfacher Thätigkeit zeigen. Ist dies Buch für sinnige Mädchen auch ganz geeignet, so glauben wir doch, daß selbst bei ihnen die Erziehung weit besser thun würde, Humor und Schalkhaftigkeit zu pflegen, als die Sentimentalität, und sie dadurch unendlich anziehender und vor allen Dingen glücklicher und zufriedener machen wird. Fr. Pecht.

### Au unseren Illustrationen.

**Studienkopf.** Nach einem Gemälde von L. Knaus. Der vollendet schöne Mädchekopf von L. Knaus, den wir unseren Lesern in diesem Hefte als Lichtdruck-Kunstbeilage vorführen, befindet sich im Privatbesitz unseres künstlerischen Leiters, Herrn Alfred Hauschild in Dresden, aus dessen Galerie wir unsere Leser noch durch manches schöne Cabinetstück erfreuen werden.

**An der holländischen Küste.** Nach dem Gemälde von H. Grobe. Hoch auf dem Kamm der Dünen standen die Frauen der Fischer, ihre Kleinen an der Hand haltend, umweht vom scharfen Nordwest, der ihre Kopf-tücher gleich Fahnen emporklattern ließ, der über Nacht mit wildem Toben an dem Gebälk der Hütten gerüttelt und den sprühenden, salzigen Gischt weit über sie hinweg in's Land hineingeweht.

Manch' innig frommes Gebet war von den Lippen der daheim gebliebenen Strandbewohner emporgestiegen zu Dem, der allein dem Toben des Sturms, dem dräuenden Wellendrang Halt gebieten kann, manche Bitte aus tiefinnerstem Herzen.

Und als es kaum im Osten graute, waren sie hinausgeeilt, alle — alle, Weiber und Kinder; und sie legten die Hand über das Auge, um es gegen die glührothe Fluth der Sonne zu schützen, deren feuriger Ball eben über der glitzernden, strahlenden Meeresfläche emportauchte; nichts — nichts, eine weite, wogende Wasserwüste, schaumgekrönt, zu ihren Füßen grollende und zerfließende Wogen, kein Segel zu sehen, bis dort, wo das Firmament sich mit dem smaragdgrünen Spiegel vermählt.

Seufzen und Stöhnen ringsum; denn die Bewohner der Küste sind schweigsam. Sie fühlen es darum nicht weniger tief, was ihr bangendes Herz bewegt; aber sie sagen's nicht, sie rufen ihren Kummer, ihre Sorgen nicht in alle Welt hinaus, weil sie allein sich stark genug fühlen, auch das schwerste Herzeleid zu tragen.

Und erster, sorgenvoller werden die Mienen. Am Abend sind die Väter, die Brüder hinausgezogen zum Fischfang auf hoher See; sie müßten schon heim sein, wenn der Sturm nicht die schwachen Bote zurückgehalten, — wenn er sie nicht vielleicht gar zertrümmert hat und mit ihnen die Hoffnung der Wartenden. —

Ein leiser Schrei, ein Jubelruf, ein Durcheinander von Stimmen; erst einzeln waren die Laute von den Lippen gekommen, jetzt tönt es im Chor, alle Zurückhaltung ist gewichen, die Augen strahlen, und das Roth ist zurückgekehrt auf manche furchtblaße Wange.

Wie der Hirte unter den tausenden ein einzelnes Schaf erkennt, so genügt dem Küstenbewohner ein kleiner Streif eines Segels, um daran das Boot zu erkennen, welches die Lieben zum heimatischen Herde trägt. Bald ist der Strand verlassen, und kräuselnde Rauchwolken über den traulichen Hütten künden dem nahenden Fischer, daß treue Sorge seiner wartet.

Segel auf Segel, gleich Möven schweben sie heran; hoch spritzt der salzige Gischt vor dem weitgebauchten Bug der Bote, die den Segen der mühevollen Nachtarbeit heimtragen. Die Brandung über der vor dem Strande liegenden Sandbank hat der erste Segler erreicht, gleich dem klüchtigen Renner hüpfst das leichte Fahrzeug darüber hin,

im nächsten Augenblick knirscht der Sand unter dem Kiel, die Segelleine ist gelöst, klatschend schlägt die schwere Leinwand gegen den Mast. Und nun steigt der Fischer über den niedrigen Bord; der eiserne Anker an dem zähen Tau ruht auf seiner Schulter; schwer schreitend unter der Last, im knietiefen Wasser, das hoch unter seinen Schritten aufspritzt, strebt er dem Lande zu, in dessen wurzeliges Erdreich er die widerhakigen Baden schlägt.

Er ist daheim; — daheim, um wieder hinauszuziehen zu schwerer gefahrvoller Arbeit, wenn der Sonnenball im West in den Fluthen versinkt. Ein Tag, wie alle Tage; bis vielleicht ein Morgen kommt, wo das Auge der Liebe vergeblich seiner wartet, bis er der tüchtigen Meeresgöttin seinen Tribut gezollt.

F.

**Vom Markte zurück.** Nach dem Gemälde von E. Thiel. Sie waren Beide arm, aber sie liebten sich von ganzem Herzen, und die schmucke Marie Nyngaden hatte Vater und Mutter so lange bestürmt, bis dieselben endlich ihre Einwilligung zu der Heirat mit Jan Teerhegen gegeben. Nachdem der erste Jubel der Liebenden verraucht, hieß es aber die Aussteuer besorgen, und das war nicht leicht, wenn die Ansprüche auch noch so gering gestellt wurden. — Marie's Eltern besahen nichts, als ein kleines Häuschen im Dorfe und konnten sich nur nothdürftig ernähren, von ihnen war keine Aussteuer zu erwarten. Die energische Marie Nyngaden wußte sich jedoch bald Rath zu schaffen. „Ich werde mir meine Aussteuer verdienen, und Jan hilft ebenfalls nach Kräften, denn wir haben uns lieb.“ — Das waren keine leeren Worte. — Von Stund' an ging Marie Nyngaden für die Bauern aus dem Dorfe als Verkäuferin zum Markte und das mußte ihr der Reid lassen, keine wurde so schnell und so gut ihre Waare los als sie. Das frische, fröhliche Antlitz der jungen Dirne, die freundliche Art, wie sie ihre Waare anbot, gewann ihr bald die Herzen und eine große Kundschaft in der Stadt. Bei alledem war der Verdienst aber gering, und es ging mit dem Sparen nur langsam von statten. Auch heute kehrte sie soeben vom Markte zurück; die weiße Haube verhüllte neckisch das herrliche goldblonde Haar, das bunte Tuch war lose um die Schultern geknüpft, die drallen bloßen Arme gekreuzt, mit dem Korbe daran, sah sie der Mutter zu, die das Geld nachzählte, welches sie verdient. — Des Vaters Stirn zog sich in Falten, die lange thömerne Pfeife in der Hand, stieß er mächtige Dampfrollen vor sich: Sein Stolz, seine Marie hätte einen anderen, reicheren Freier bekommen können, wie er ihn im Stillen für sie ausgesucht und erhofft. — Aber — die Liebe, — ja — es ist verteuert, und er bekräftigte dies Geständniß wieder mit einem gewaltigen Zuge aus der Thonpfeife — die Liebe wirft einmal alle guten, väterlichen Pläne über Bord und läßt solch' kleinen Mädchekopf über wohlervogenen Rath triumphiren.

P.

### Technisches.

Der schnellste Dampfer der Welt. Deutschland besitzt augenblicklich die schnellsten Torpedoboote, England darf sich hingegen rühmen, an dem prachtvollen Postschiff „Ireland“ den schnellsten Dampfer zu besitzen.

Die „Ireland“ besitzt schönere Linien als irgend ein bestehender Seedampfer, und gleicht in dieser Hinsicht den feinsten Yachten. Auch entwickeln ihre Maschinen eine Kraft, wie sie bisher bei Schiffen von dieser Größe nicht vorgekommen ist, nämlich 6000 Pferdekraft. Mit Hilfe derselben legte die „Ireland“ bei ihren regelmäßigen Fahrten zwischen Holyhead und Kniptown 20 $\frac{1}{2}$  Knoten oder 38 Kilometer in der Stunde zurück. Diese ganz außer-gewöhnliche Geschwindigkeit — bisher hat man es nur

felten auf 19 Knoten gebracht — verdankt das Schiff übrigens nicht bloß der Kraft seiner Maschinen, sondern auch seiner überaus schlanken Gestalt, nämlich 115 Meter Länge bei 11 $\frac{1}{2}$  Meter Breite, also einem Verhältnis von 1 zu 10, sowie auch zum Theil der Anwendung des leichteren Stahles als Baumaterial. Bemerkenswerth ist es auch, daß die „Ireland“ mit Niederdruckmaschinen ausgestattet ist. Diese verbrauchen zwar mehr Kohle, wiegen aber dafür weniger. Zur erhöhten Geschwindigkeit mag übrigens auch die Wahl des Schaufelrades an Stelle der sonst überall üblichen Schraube mit beigetragen haben.

Die „Ireland“ ist selbstverständlich in allen ihren Theilen elektrisch beleuchtet und birgt, neben umfangreichen Räumen für die Post, reich ausgestattete Salons und Schlafeinrichtungen für 200 Passagiere 1. Klasse. Eis wasserdichte Abtheilungen sorgen dafür, daß das Schiff nicht sinken kann, wenn es eine Beschädigung erfährt.

G. van Muyden.

Telephonische Hausklingel. Dem Elektriker Marxnowitz in Paris verdanken wir eine sehr interessante Verbesserung der ungemein verbreiteten Haus-telegraphen. Er giebt ein Verfahren an, um diese Signalapparate, welche bisher nur eine Klingel in Bewegung versetzten, ohne viel Kosten in Fernsprecher zu verwandeln, und zwar auf eine dreifache Weise: Die einfachste ist die bei den gewöhnlichen elektrischen Klingeln anzuwendende, und es besteht hier die Verbesserung darin, daß man nicht bloß die Dienerschaft benachrichtigen, sondern ihr die Befehle gleich telephonisch übermitteln kann. Die zweite Kombination ist in der Wirkung die gleiche; nur daß sie den namentlich in Gasthöfen vielfach üblichen Tafeln mit den Zimmernummern angepaßt ist. Die dritte Art endlich ermöglicht nicht bloß das Ertheilen von Befehlen, sondern auch das telephonische Antworten der Dienstboten auf Anfragen der Herrschaft. Die Drahtleitungen bleiben bestehen; die einzige Veränderung in der Anlage besteht in der Anbringung von Telephontendern bezw. Empfängern bei den Klingelknöpfen, sowie in der Küche oder der Dienerschaft.

G. van Muyden.

### Miscellen.

Ameisen als Schaphüter. Im Hochsommer verlor ich bei einem Waldspaziergange einen Diamanten vor der Größe einer Erbse aus meinem Verlobungsringe. Wenn auch weit entfernt, dies als böses Omen anzusehen, war mir die Sache sehr unangenehm. Man sieht auf dem Lande nicht unter der Eitette des Handschuhs, aber freilich, die arbeitende Hand sollte sich auch für den Werktag nicht mit Ringen schmücken, immerhin ist die Vorliebe für Edelsteine in der Natur des Menschen begründet, seine Freude an Licht und Glanz zieht ihn zu den Steinen! — Für meinen Diamantring hatte ich aber sogar eine Berechtigung, denn weder Verlobungs- noch Trauring läßt man gern vom Finger.

Bergebens suchte ich nach dem Steine; obgleich ich den zurückgelegten Weg wiederholt auf- und abging, fand ich den Diamanten nicht wieder und gab ihn schließlich verloren. Ich beabsichtigte, mir bei Gelegenheit einen neuen Stein in den Ring setzen zu lassen, doch, wie so oft, blieb es bei dem Vorjage. Ich kam wohl einige Mal zur Stadt, aber andere Geschäfte nahmen mein Interesse in Anspruch, der Stein wurde nicht ergänzt.

Mit der voranschreitenden Jagdsaison, mit den Anstandsbesuchen, die man Better Lampe zu machen pflegt, stellte sich als bekannter Gast wieder der Rheumatismus bei mir ein. Schon oft hatte ich mit Erfolg gegen dieses Uebel Ameisenspiritus gebraucht. So nahm ich denn eine engelhafte Glasflasche und begab mich in den nahen Wald; ich fand bald einen Ameisenhaufen; meine Flasche in denselben steckend, beobachtete ich mit Interesse die angerichtete

Revolution. Das Ameisenbölchen that ganz verstört, übrigens gingen die Thierchen in die Falle, d. h. in meine Flasche; dieselbe begann sich zu füllen. Doch, was bligte da mitten im Haufen? Rechte mich ein Spat, oder war ich auf einen ungehobenen Schatz gestoßen?! — Ich griff hinein und zog meinen verlorenen Diamanten hervor! Das war ja die Illustration zu dem Märchen von den Schätze hütenden Ameisen! —

An jenem Tage, als ich den Diamanten verloren, war ich nicht vom Wege abgewichen, das wußte ich genau. Der Stein mußte also von den Ameisen von dem Fußpfade aufgelesen und in den einige zwanzig Schritte entfernten Bau getragen worden sein, aber weshalb, aus welchem Grunde?! — Sollte Habsucht oder Prachtliebe in den kleinen Thieren wohnen, oder wollten sie sich mit dem hellen Stein in ihrer dunklen Wohnung leuchten? Der Sache nach soll ja Noah in seiner Arche kein anderes Licht gehabt haben, als das der mitgebrachten Edelsteine. Doch das ist eben Sage, der Edelstein bligt nur im Licht, nicht im Dunkeln, und somit stehen wir hier vor einem Problem im Wunderbuche der Natur!

E. Brunck.

Aus der guten alten Zeit. Bei der Krönung des Kaisers Leopold in Frankfurt erschien nach den Memoiren des Ritters von Lang der Kurfürst von Mainz mit einem Gefolge von 1500 Menschen, unter denen sogar eine Amme und ein Kapapfenstöpfer figurirten. Derselbe Autor giebt uns in den oben erwähnten Memoiren ein ergötzliches Beispiel von den Ceremonial-Streitigkeiten der kleinen und kleinsten Potentaten im Reich. Lang erzählt: „Mitten in der Nacht brach ein so gräßlicher Sturm aus, daß ich schleunigst von Frankfurt heraus nach Dissenbach, als dem Verdeck der deutschen Reichsgrafen-Deputation, einberufen wurde. Das kaiserliche Hofstättenmeisteramt hatte ein Verzeichniß sämtlicher Schüsseln, wenn ich nicht irre, 37 an der Zahl, mitgetheilt, um sie zur Auflegung auf die Tafel an die hierzu bestimmten Reichsgrafen zu vertheilen. Nun war aber seit Carolo Mager, oder auch etwas später, das reichsgesetzmäßige Herkommen, daß jederzeit die erste Schüssel von einem Schwaben, die zweite von einem Wetterauer, die dritte von einem Franken und die vierte und so allemal die letzte von einem Westphälischer Grafen getragen werden mußte. Allein nach diesem Turnus hätte es sich getroffen, daß die 37. Schüssel, als die allerletzte, wieder auf einen schwäbischen Grafen gekommen wäre, worüber alle anwesenden Schwaben in den heftigsten Unwillen ausbrachen, während gleichwohl auch keine der anderen Stände des Reichs dieser 37. Schüssel sich annehmen wollte. Es schien wenig zu fehlen, daß es nicht gar zu einem bürgerlichen Reichsgrafen-Krieg gekommen wäre. Die kaiserliche Hofküche schlug es geradezu ab, die verwiinschte Schüssel etwa wegzulassen, welches ihr auch nicht zu verdanken war, weil sie sich darüber mit allen Küchenzetteln von Kaiser Rudolfus her auszuweisen vermochte. Endlich kam doch gleichsam wie vom Himmel her der geistreiche Einfall, aus dieser großen Schüssel vier kleinere zu machen, worauf denn die letzte richtig wieder auf einen Westphälischer traf.“

Der Dichter Uhland versucht einmal in einer Gesellschaft mit großer Wärme den Satz: „Jedes Ding hat zwei Seiten“. Jeder Widerspruch verstummte allmählich vor den Worten des gefeierten Mannes und Uhland sah sich triumphirend im Saale um, er hatte gesiegt. „Und doch, lieber Ludwig,“ ließ sich plötzlich die sanfte Stimme der Frau Uhland, die neben ihrem Gatten saß, vernehmen, „und doch giebt es Dinge, die nur eine Seite haben.“ — „Und die wären?“ — „Deine Briefe, lieber Ludwig.“ Lachend mußte Uhland eingestehen, daß seine Frau Recht und seine Briefe wirklich freis nur eine Seite hätten.

**Welt-Telephon.**

Herrn H. M. Berlin. Gewiß dürfen Sie die Aufstellungen der Räthselaufgaben u. s. w. einleiten. Wir werden die Namen der betreffenden Entzifferer abgedruckt veröffentlichen.

Herrn D. E. Baugen. Ein Fachblatt für den Vichle-Sport ist uns nicht bekannt, doch findet derselbe in der Sportzeitung von Victor Silberer in Wien vielfache Beachtung.

Herrn Sch. in Paderborn. Sie haben Recht. — Lafontaine ist jedenfalls die Luella.

M. Th. Dresden. Sie verlangen ein Urtheil:

„Überall blüht neues Leben  
Unterm Himmel blau und klar,  
Mich ergreift ein leichtes Beben,  
Sanft wird mir und wunderbar.“

Uns auch! — Talent ist erste Hauptbedingung. Vor bloßen Reimeschmieden sollte Jeder sich bewahren.

Stad. med. Wittg. Für Ihre freundliche Anerkennung besten Dank. — Wenn auch nicht für den Papierkorb, so doch für den Abdruck ungeeignet. Ein fein literarischer Zug nicht zu verkennen.

Hildegard im Norden. Wir sollen den Ungetreuen befehren und demselben gehörig den Takt leien. — Lassen Sie den „Böfewicht“ nur laufen, er verdient nicht einmal Ihren Zorn.

M. K. in Wien. Von August Silberstein erscheinen in Kürze zwei Bände. „Sandbläufige Geschichten aus Dorf, Stadt und Alim in Belgien.“

Herrn P. K. in G. In die Kunstakademie kann jeder einigermaßen gebildete junge Mann von Talent aufgenommen werden, doch hat eine jede derartige Anstalt ihre besonderen Bestimmungen hinsichtlich der Aufnahmebedingungen und des Befähigungsnachweises, welche ge-

druckt existiren und auf Wunsch an Eltern und Vormünder verschickt werden. So viel uns bekannt ist, müssen die Examen alle Klassen durchmachen, wenn eben nicht gewichtige Gründe vorhanden sind, welche ein Ueberpringen der unteren Abtheilungen rechtfertigen. Stipendien erhalten nur die wirklich bedürftigen und durch besonderes Talent sich hervorzuhehenden Schüler, vorausgesetzt, daß dieselben dem Lande, in welchem sie ihre Studien machen, angehören, denn nur in ganz seltenen Fällen existiren an Akademien Fonds, aus denen Ausländer (im engeren Sinne) mit Rücksicht auf die herrschenden Grundzüge unterstützt werden können. Die Dresdener Akademie z. B. verleiht außer dem auf dem Wege der Concurrenz nur zu erlangenden akademischen Jährigen Reiseburschen (2400 M.) für Staatsangehörige, 3 Stipendien von je 1080 M. auf drei Jahre hintereinander für talentvolle und bedürftige Künstler sächsischer Staatsangehörigkeit aus der Rundelstiftung und 3 Stipendien von 300, 250 und 200 M. für mittellose Klaffenschüler aus der Wildelstiftung. Besser noch sind die Schüler der Akademie der bildenden Künste in Berlin mit Stipendien bedacht, über deren Höhe und Vertheilung besondere, von dort einzufordernde Bestimmungen Ihnen Aufschluß geben. So beträgt der große akademische Staatspreis zu einer Studienreise nach Italien 6000 M. und 100 M. Reisekostenaufschlag, das v. Rohrsche Reiseburschenstipendium für Rom, alle zwei Jahre zur Auszahlung kommend, 4500 M., das erste Michael Bech'sche Stipendium für Maler und Bildhauer sächsischer Abkunft 2250 M., das zweite an Maler, Kupferstecher, Bildhauer und Musiker ohne Unterschied der Religion zu verleihende Beer'sche Stipendium ebensoviel, das Blocher-Stipendium (nur für Landschaftler) 600 M. und das Maurer-Stipendium ca. 230 M. (Stiftungskapital 4500 M.). Endlich ist noch zu bemerken, daß die Anmeldung zur Aufnahme in die Akademie auch bei vorhandenem Talent nur dann zum Ziele führt, wenn der Mangel an Mann nicht ein Zurückstellen nothwendig erscheinen läßt.

Herausgeber: Eugen Frieze in Dresden. — Verantwortl. Redakteur: Janko von Puttkamer in Dresden.

Druck von Meißner & Wittig in Leipzig.

Nachdruck verboten. — Uebersetzungsrechte bleiben vorbehalten.

**Alleinige Inseraten-Annahme Haasenstein & Vogler,** Dresden, Berlin, Hamburg, Frankfurt a. M., Leipzig, Breslau, Magdeburg, Köln, Chemnitz, München, Nürnberg, Stuttgart, Erfurt, Halle a. S.

bei Hannover, Karlsruhe, Kassel, Königsberg i. Pr., Lübeck, Mannheim, Praz, Wien etc. etc.

**St. Jacobs-Tropfen.**



Zur völligen und sichereren Heilung aller Magen- und Nervenleiden, selbst solcher, die allen bisherigen Heilmitteln widerstanden, speciell für chronischen Magenkatarrh, Magen Schwäche, Koliken, Krämpfe, schlechte Verdauung, Magenschwäche, Herzklopfen, Kopfschmerzen etc. Die St. Jacobs-Tropfen, nach dem Rezept der Barfüßer-Mönche des griech. Klosters Aetra aus 22 der besten Heilpflanzen des Morgenlandes befüllt, wovon jede einzelne noch heute als Heilmittel den ersten Rang einnimmt, bedingt durch die Zusammensetzung bei dem Gebrauch der Tropfen höheren Erfolg.

Preis: 1 Flasche M. 1, große Flasche M. 2 gegen Einsendung od. Nachnahme. Zu haben in den Apotheken.

General-Depôt: M. Schulz, Hannover, Schillerstr. Depôt: Adler-Apothek, Breslau, Ring 39. Apotheker Szymanski, Posen. Apothek. z. goldenen Anker, Grabow. Stettin. Pharmacie internationale, Hamburg, Neuenwall 25. Einhorn-Apoth., Köln, Glockengasse. Stern-Apothek, Strassburg i. Elsaß. Hirsch-Apothek, Stuttgart. Löwen-Apothek, München. Albert-Apothek, Leipzig.

Ferner zu beziehen durch: Otto Alberts, Berlin, Gr. Frankfurterstr. 103. I. B. Natan, Frankfurt a. M., Johrgasse. Ernst Bley, Dresden, Annenstraße. Albert Neumann, Danzig. Otto Mählke, Königsberg i. Pr., Sadheimerstraße 44.

**B**riefmarken zu Sammlungen verkauft, kauft und tauscht G. Schmeyer in Nürnberg. Continental-Marken ca. 200 Sort. p. Mille 60 dgl.

**Eltern,** deren Söhne eine höhere Schulbildung erlang. soll. empf. ich mein Institut, welches für das Abiturientenexam. vorbereitet u. leicht u. sicher das Zeugnis für den einjähr. freiwill. Militärdienst verschafft. Preise sehr niedrig. Moesta, Director. Dresden. [H. 37972.]

NEUE (13) UMGEGARBEITETE ILLUSTRIRTE AUFLAGE.

**Brockhaus' Conversations-Lexikon.**

Mit Abbildungen und Karten.

In sechzehn Bänden.

240 HEFTE à 10 PFENNIG. VIERHUNDERT TAFELN.

JEDER BAND GEB. IN LEINWAND 9 M. HALBFRAZ 9 1/2 M.

Für alle illustrierten Journale, Zeitungen und Fachzeitschriften und andere Publikationsorgane des In- und Auslandes vermitteln

**Inserate jeder Art**

zu den tarifmäßigen Preisen

**Haasenstein & Vogler,**

Dresden, Frankfurt a. M., Karlsruhe, Mannheim, München, Stuttgart

und alle weiteren Niederlassungen dieser ältesten und renommiertesten Annoncen-Expedition Deutschlands.